Path.
869
hb

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Ueber
Bleykrankheiten
und
wie dieselben am besten zu verhüten und
zu heilen sind

nebst Beweis
daß die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs keineswegs als die
Hauptquelle der Abnahme körperlicher Kräfte der Menschen,
besonders der höhern Stände, anzusehen sey

R

Ein Lesebuch
für gebildete Leser aus allen Ständen

von

Dr. Johann Valentin Müller
ausübendem Arzte in Frankfurt am Main

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1796

Denen

Herren Bürgermeistern und Rath

der

Kaiserlichen freyen Reichsstadt

Frankfurt am Main

zum

Denkmal

unveränderlicher Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Es ist eben nicht zu lange, daß die medizinische Polizey beynahe in allen Ländern sich mit nichts beschäftigte als mit Klagen und ohnmächtigen Verwendungen gegen die Quacksalber und Afterärzte; höchstens wurde noch in Pestzeiten auf Anstalten gedacht, wodurch man gewisse Vorkehrungen und Rezepte im Druck bekannt machte, und Aerzten und Todtengräbern ihre Stelle und Verrichtung anwieß. In gesunden Zeiten, wo keine besondere Seuchen unter dem Volke herrschten, war man wenig genug um die allgemeine Gesundheitspflege bekümmert, gleich als wären es nur jene Krankheiten, welche die Provinzen entvölkerten, und als wäre der Verlust fürs Vaterland nicht gleich, es seye, daß solches seine Bürger nach Tausenden an einer und der nämlichen Seuche, oder an so vielen besondern Krankheiten und Zuständen verlöhre. Die vielen Unglücksfälle, welchen die Menschen in jedem Gemeinwesen

entweder durch eigene Unvorsichtigkeit, oder durch das unbehutsame Verfahren ihrer Mitbürger, durch die Natur ihrer gewöhnlichen Verrichtungen, oder sonst durch gewisse heftig wirkende physische Ursachen ausgesetzet werden, waren nirgend, oder gewiß nur an wenigen einzelnen Orten, wo die Vorsicht einem thätigen Menschenfreunde das Leben und Wohl einer Gesellschaft anvertrauet hatte, der Gegenstand der obrigkeitlichen Aufsicht.

Endlich wurde man aufmerksamer, und da gerade eine Periode anbrach, wo man mehr als jemals von der Beförderung des allgemeinen Menschenwohls sprach, so wurden alle Fächer der physischen und medizinischen Kenntniß durchsucht, um alles, was auf die öffentliche Erhaltung der Gesundheit Bezug hatte, den Vorstehern der menschlichen Gesellschaft vorzulegen, und sie dadurch in den Stand zu setzen, alles so anzuordnen, wie es eine gute, dem Staate obliegende öffentliche Gesundheitspflege erfordert. — Besonders untersuchte man die schädlichen Eigenschaften und Verfälschungen der Nahrungsmittel, und kein genießbares Bedürfniß, das uns die Nothwendigkeit oder der Luxus unentbehrlich machte, war seiner Schädlichkeit nach, und das Mittel, diese zu entdecken, ununtersucht geblieben.

Viele ältere und neuere Aerzte haben in Schriften die Schädlichkeit des innern Genusses des Bleyes und aller Bleykalche oder Auflösungen, die daraus verfertiget werden, oder durch Zufall entstehen, durch mannichfaltige Versuche außer allen Zweifel gesetzt. — Allein keiner ist so weit gegangen, als Herr Hofrath Ebell in Hannover, welcher zwar ein Laye in der Kunst, und also im eigentlichen Verstand, nicht als kompetenter Richter anzusehen, dem man aber doch wegen seinem glühenden Eifer für die Menschheit immer vielen Dank schuldig ist. Dieser gelehrte Mann behauptete, die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs sey als eine unerkannte Hauptquelle vieler unserer Krankheiten und Mitursache der Abnahme körperlicher Kräfte der Menschen besonders der höhern Stände anzusehen; und führte seinen Beweis aus der Geschichte. Diesen Satz zu widerlegen, ist der Hauptgegenstand dieser Schrift. Und da ich aus Erfahrung wußte, daß die Bleykrankheiten, nicht endemisch herrschend allhier in Frankfurt waren, so glaubte, daß unsere Glasur von der Niedersächsischen verschieden seyn müsse. Um in dieser Sache auf den Grund zu kommen, zog ich unsern hiesigen thätigen und geschickten Häfnermeister

Herrn Benkard, der seine Profession nicht mechanisch, sondern mit Kopf treibt, zu Rathe, und seine mitgetheilten Anmerkungen habe wörtlich eingerückt. Meine Absicht ist, manchen durch Herrn Ebells Zweifel beunruhigten Hypochondristen wiederum zu beruhigen, und zu zeigen, daß der Ebellsche Grundsatz keineswegs im Allgemeinen wahr, sondern nur unter gewissen Umständen als gültig angenommen werden könne.

Frankfurt am Main den
13. Juni 1796.

Der Verfasser.

Gewiß-

Gewißlich ist der Mensch ein bedaurenswerthes, ein beklagungswürdiges Wesen — Als ein schwaches, hülfsbedürftiges Geschöpf wird er zur Welt gebohren, allen Eindrücken der Elemente, allen Fehlern einer vernachläßigten, oder allzusorgfältigen Erziehung ausgesetzt; und in sich selbst schon die von seinen Aeltern ihm angeerbten Anlagen zu mancherley Krankheiten tragend. Schlechte oder verdorbene Nahrung, Wärme und Kälte, ungeschickte Wärterinnen, mannichfaltige Zufälle, Krankheiten, die er nothwendig überstehen muß, drohen dem Säugling, in dem ersten Jahre seines Lebens, einen frühzeitigen Tod, oder was noch weit schlimmer ist, Verunstaltung und Verkrüppelung. — Im jugendlichen Alter hat sein Körper mehr Kräfte schon erlangt, und daher sind die physischen Gefahren zwar geringer, aber desto größer sind jetzt die moralischen. Der Trieb zum andern Geschlecht wirkt nunmehr heftig, der Wunsch zu gefallen, und zu genießen füllt die ganze Seele aus. — Unbesonnen und ohne Ueberlegung wirft sich der Jüngling in einen Taumel von Vergnügen, und verliert alle Besinnungskraft im Rausche des Genusses. Aber das Erwachen ist traurig. Erschöpft an Kräften, abgemattet an Leib und Seele, mit einem Eckel vor allem was Genuß heißt, des Lebens satt und seiner selbst überdrüßig, tritt der Jüngling in die männlichen Jahre; glücklich wenn seine Gesundheit

nicht allzusehr gelitten hat; dreymal glücklich, wenn das schreckliche Gift der Lustseuche nicht an seinen Knochen nagt, wenn die Kuren unwissender Menschen oder großsprechender Quacksalber seine Lebenskräfte nicht gänzlich erschöpft haben. Außerdem drängt das ganze Heer von Sorgen sich auf ihn zu. Er macht Plane; er will vorwärts gehen, aber bey jedem Schritte stößt er an — hieraus entstehen Leidenschaften — Gemüthsunruhen, welche den schädlichsten Einfluß auf seinen körperlichen Zustand haben. Noch mehr — die überlästigen Arbeiten, worunter der Arme erstickt, die Weichlichkeit, welcher sich der Reiche überläßt, die ungeheuren Mischungen der Nahrungsmittel, der Genuß der hitzigsten Gewürze und ihre Verfälschung, die Menge ungesunder Handwerker, welche die gute Leibesbeschaffenheit zernichten, dieses alles macht ein Register von Ursachen aus, welche die Gesundheit des Menschen zertrümmern, und seine Sterblichkeit vermehren.

Bey einer solchen Verfassung und Lage des allgemeinen Gesundheitswohls, erfordert die Menschenliebe nicht nur von denen Aerzten, sondern auch von allen denkenden und das Wohl des Staats zu Herzen nehmenden Staatsbürgern die genaueste Ueberlegung, die sorgfältigste Untersuchung, auf was Art und Weise die Ursachen, welche einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Gesundheit haben, zu ändern, und die Sterblichkeit, so viel es von Menschen abhängt, auf alle Weise zu verringern seye. Jeder Beytrag dazu muß dem Menschenfreunde angenehm, er muß ihm schätzbar seyn.

Seitdem das Kochen der Speisen allgemeiner, die Zusammensetzung derselben mannichfaltiger, und der Gebrauch der Pflanzensäure und des Einpöckelns in den Küchen mehr eingeführt worden ist, seitdem will man mehr Beyspiele von Vergiftungen zum Schrecken der menschlichen Gesellschaft und Vermehrung der Sterblichkeit bemerkt haben. Der aus den kupfernen Gefäßen gezogene Grünspan — die aus Kupfer durch einen Zusatz von Galmey oder Arsenicum bereiteten künstlichen Erze, als das Messing, das weiße Kupfer, das Glockenzeug u. s. w. bezeigten sich nicht weniger schädlich als das Silber und die aus Zinn oder nur aus bloßem Bley zubereiteten Küchengeräthschaften, wenn Speisen in denenselben übernacht stehen geblieben oder gar eingepöckelt worden waren. Jedes dieser Metalle äußerte sodann seine besondere oder eigene Wirkung, so daß Model den Zweifel äußerte, ob nicht von der Zeit an, da man angefangen, metallene Gefäße im häuslichen Gebrauche zu verwenden, das menschliche Alter angefangen habe, um ein mehreres abzunehmen?

Allein, auch die irdenen Gefäße sind nicht alle ganz frey von Schädlichkeit. „Nachdem man die Kunst gelernt hat, sagt Model, mit Sand und Bley, auch wohl salzartigen Körpern, eine sehr leicht flüssige Glasart zu machen, die man Glasur nennet, und damit irdene Gefäße überziehet, um dadurch die schlecht gebrannten irdenen Gefäße von langer Dauer zu machen; so hat das Bley, unter dieser Gestalt, ohne daß Viele nicht einmal einen

Verdacht auf dasselbe werfen, die schönste Gelegenheit eine Rolle zu spielen. Und da es sich fast in allen flüssigen Dingen, als Oel, Milch, allen thierischen Fetten und vegetabilischen sauren Dingen, ja in Salzen von allerley Art auflöset; so ist kein Wunder, wenn man in vielen ökonomischen Büchern von Verderbung der Milch, der Butter und tausend andern Dingen in irdenen Gefäßen Klagen lieset, und darüber allerhand weit hergesuchte Ursachen angeben sieht, ohne zu muthmaßen, daß die Ursache so nahe sey." Hardy berichtet eine von einer glaubwürdigen Person an den D. Fothergill eingeschickte Geschichte: „Zween Pächter aus der Grafschaft Cornwallis hatten etwas Cider für ihre Schnitter angekauft. Dieser Trank schlug den Arbeitern des einen Käufers sehr wohl, jenen des andern hingegen so übel zu, daß alle diese mehr oder weniger mit der Bleykolik befallen wurden. Es war weder in dem Cider noch in dessen Menge ein Unterschied, und auch die Schnitter arbeiteten auf dem nämlichen Felde und zur gleichen Zeit. Der ganze Unterschied bestand darin: daß der eine Pachter seinen Cider allezeit in hölzernen Fäßchen, der andere aber immer in einem irdenen, mit Glasur überzogenen Kruge auf das Feld geschickt hatten."

In unsern Tagen hat Herr Hofrath Ebell in Hannover durch seinen Traktat die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs als eine unerkannte Hauptquelle vieler unserer Krankheiten und Mitursache der Abnahme körperlicher Kräfte des Menschen

besonders der höhern Stände aus gerichtlichen Verhören und andern Beweismitteln dargethan, die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Publikums auf sich gezogen, und dieses zwar mit dem größten Recht, wenn er sein gezogenes Resultat erwiesen haben sollte: „Daß Bleyglasur Gift sey; daß wir sämmtlich, daß ganze Nationen gesünder und stärker seyn werden, wenn aller Bleygenuß, und vorzüglich die ergiebigste Quelle derselben, Töpferglasur abgestellt werde.“ Allein Herr Hofrath Ebell scheint in seinen Behauptungen zu weit gegangen zu seyn, und dieselbe noch mancher Einschränkung zu bedürfen; seine Vorschläge und Bemerkungen verdienen freylich Aufmerksamkeit: allein auch kalte Prüfung, und wenn man die Regel befolgt, welche in der A. L. Z. 1794. S. 120 vorkommt, so wird man leicht einsehen, daß Herr Ebell sich geirrt hat, wenn er die Beschaffenheit der Töpferglasur im Hannövrischen zum allgemeinen Maasstab für ganz Deutschland angenommen habe. Die bemerkte Stelle lautet folgendermaßen: „Wie man in seinem Vaterland mit dem irdenen Geschirr umgeht, muss vor allem jeder Patriotischgesinnte auszuforschen suchen. Wir hoffen, dass nicht allenthalben dieselben Missbräuche so tief Wurzel gefasst haben; und würde dies klar dargethan, so würde der Verfasser (Herr Hofr. Ebell) wohl selbst zu der Erkenntniss kommen, dass er dieser Quelle zu viele Uebel zugeschrieben, und sie nicht mit den

haltbarsten Beweisen über ganz Europa und alle seine Einwohner verbreitet, geschildert hat."

Herr Hofrath Ebell setzt folgende Sätze fest:

Erstens: Die Bleyglasur wurde zuerst im XV. Jahrhundert eingeführt. Er sagt:

„Der Gebrauch des Glases kam zu Cicero's Zeiten von Aegypten nach Rom, wie Aegypten eine römische Provinz geworden war; zu Plinius Zeiten wurde schon in Gallien und Hispanien Glas gemacht, doch wurde die Zubereitung lange als Geheimniß getrieben, und so nützlich und unentbehrlich uns solches jetzt vorkommt, so langsam wurde doch dessen Gebrauch allgemein. Die ersten Glasfenster kamen im dritten Jahrhundert vor, und erst 1458 rechnete Aeneas Sylvius es Wien zur größten Pracht, daß die meisten Wohnhäuser Glasfenster hatten (s. Herrn Hofr. Bekmanns Technologie S. 241.). Eben so langsam gieng es mit dem Gebrauch der Glasur. Zur Zeit der Kreuzzüge fieng man an Emaille auf kupferne Zierrathen zu setzen. Die geweiheten Kreutze, welche die Ritter in Italien erhielten, und man in vielen Sammlungen und Rüstkammern aufbewahret, hatten zum Theil diese Verzierung. Oft mußte sich der Schmelztiegel der Metallarbeiter, der Glasmacher, zumal bey Verfertigung ihrer gefärbten Gläser inwendig glasuren, aber dennoch verfiel man in Europa nicht darauf, das so unvollkommene, irdene Geräthe durch Glasur

schöner und brauchbarer zu machen. In China und Japan ist das Porcellainmachen so früh getrieben worden, daß sich die Kunde davon in ihre fabelhafte Geschichte verliert. Nach Europa kam es als verkäufliche Waare, jedoch nicht eher, als durch der Portugiesen Handlung nach Indien; und wurde in Europa nicht früher als 1700 und 1706 zuerst unvollkommen, nachgemacht. Weit früher machte man unächtes Porcellain, oder leicht gebranntes mit Glasur überzogenes Töpfergut, jedoch findet man die ersten Spuren auch davon, nicht früher, als im 15ten Seculo. Dies glasurte Töpfergut wurde damals Majoleca genannt, und in den Balearischen Inseln verfertiget. Viele Italiäner schreiben die Erfindung der Malerey auf Thon einem Florentiner Lucca della Cobbia zu, der 1388 gebohren seyn soll; allein damals war diese Waare theuer und kam nicht sehr in Gebrauch. Hiervon haben jedoch vielleicht die Töpfer in Paris ihre erste Bleyglasur erlernt; diese Töpfer hatten sich schon vor 1456 zu einer Gilde gebildet; Robert Estrouteville Prévot de Paris, verbesserte im Julio 1456 ihre Statuten. Charles VII. König von Frankreich machte ihnen diese verbesserten Statuten im September solchen Jahrs zum Gesetz, und hob ihre sich selbst gemachten Statuten auf. Heinrich IV. erneuerte und bestätigte diese Statuten im April 1607. sie bestehen aus 17 Artikeln. Unter diesen Artikeln geht der eine dahin: est enjoint de bien plomber, de raunir, ou vernisser les ouvrages. Das ist die Waaren gut mit Bleyglasur zu versehen. So öffnete sich damals und gieng aus diesem Gefäß der

Pandora, Unglück über die Menschheit! Erst am Ende des 15ten oder 16ten Jahrhunderts wurde in Faenza glasurtes Töpfergut zu verfertigen von neuem angefangen, und daselbst und in andern Städten Italiens nunmehr in Menge gemacht. — Dieses erste in Faenza und gleich darauf auch zu Pesaro, Gabbio, Urbino und in andern Städten Italiens verfertigte, mit Metallkalken, besonders mit Bley und Zinn, glasurte Töpfergut, von welcher ersten Stadt die Fayance den Namen führt, scheint nicht nur zu den damaligen vielen Fayance:, sondern auch zu allen glasürten Topffabriken mit den Grund gelegt zu haben, in so fern nicht solches schon durch die Pariser Töpfer verbreitet war. Die Farbemischung, die Direktion des Feuers mochte vielleicht lange ein Geheimniß bleiben; daß die Grundlage dieser Glasur Bleykalk war, konnte jeder Chimiker an jeder Scherbe durch Auflösung und Schmelzung sofort entdecken, und so wurde einige Zeit darauf leichtes Pariser Töpfergut, was nur durch Bleyglasur Dichtigkeit und Dauer erhielt, allgemein, und erfüllte das Bedürfniß aller Länder, welchen es bis dahin auch immer an wohlfeilen, einen ziemlichen Grad der Hitze aushaltenden, und Flüssigkeiten nicht durchlassenden Geschirren gefehlt hatte."

Vid. Ebell loco cit. S. 79. seq.

Zweytens: Die Abnahme der Kräfte der Nationen, vorzüglich der ersten Klassen derselben, ist nach Ort und Zeit

mit der Einführung der Bley-glasur gleichlautend. Er sagt:

„Schwäche nenne ich hier theils Mangel an Kraft der Gliedmaßen, an männlicher Stärke, theils Schwächlichkeit, Empfänglichkeit für jeden nachtheiligen Eindruck der Witterung 2c. baldige Ermüdung, Unvermögen, Anstrengung, Arbeit, Fatiguen, lange auszuhalten. Der geringste Blick auf die Vorzeiten, besonders auf die Zeiten nach 764. ferner nach 1500. muß uns überzeugen, wie sehr alle kultivirte Nationen an persönlichen Leibeskräften seit dieser letztern Zeit abgenommen haben. Es ist wahr, daß seit 1450 die Erfindung des Schießpulvers und der Kanonen, der Taktik unsrer Vorfahren nothwendig einen ganz andern Gang geben mußte. Der Harnisch der Alten, welcher von Zeit der Gelangung des Carolinischen Stammes zur Krone Frankreich, also von 750 an, oder wie einige genauer angeben, seit 764 bis 1513, und einzeln bis gegen das Ende des 10ten Seculi, das Waffenkleid der Ritter war, konnte den Kanonenkugeln keinen Widerstand leisten, und so schnell auch, nach allen Beschreibungen, die Bewegung der Ritter in dieser schweren Rüstung war, so kam es doch vielleicht, nach der Erfindung der Kanonen noch mehr auf äußerste Schnelligkeit des Marsches, der Evolutionen des Schoks, als auf persönliche Sicherung gegen Lanzenstiche, Hieb- und Pfeilwunden an. Es hätten also gar wohl eben so starke als nervöse Krieger, seit den letzten 400 Jahren, also seit der Erfindung des Pulvers, ihre Waffen ändern können, ohne dazu durch eine Abnahme ihrer Kräfte genöthigt

zu werden. Allein dies geschahe einestheils nicht, der Panzer, das Schlachtschwerdt der Krieger, blieb bis gegen die Mitte des 16ten Seculi fast allgemein, und erst da fieng man an, diese Rüstung zu schwer und unbrauchbar zu finden. Dies sind aber gerade die Zeiten, worin vorhin gezeigtermaßen diese mit Bley glasurte Töpfe allgemein wurden, und worin die Bleykolik in allen kultivirten Ländern zu wüthen anfieng. — Waren denn unsere ehemaligen Ritter in ihrer schweren Rüstung auch so leicht verwundet? O, nein. Man forsche in den Geschichten ihrer Schlachten, ihrer Fehden, wie aushaltend und schnell ihre Bewegungen in dieser Rüstung waren, wie eine Anzahl dieser bepanzerten Ritter immer sicher eine überlegene Anzahl leichter bewaffneter Reiter überwanden; man sehe in unsern Zeughäusern ihre Harnische, ihre Schlachtschwerdter, ihre ganze Rüstung für Mann und Roß; in diesen Harnischen, welche die Stärksten unsrer Zeitgenossen nur höchstens ein Paar Stunden ohne ohnmächtig zu werden, zu tragen vermögen, machten sie die weitesten forcirtesten Märsche, tummelten sich Wochen, Monate, Jahre lang herum, machten Feldzüge bis auf andre Welttheile, und zwar nicht einzelne, sondern schaarenweise große Armeen. — Fürsten und Ritter machten es sich ausschließlich zur Pflicht und Ehre, diese jetzt erdrückende Last damaliger Rüstung zu tragen. Ohne Zweifel waren die Knechte der Ritter, ihre Vasallen und Mannen, fast eben so stark als ihre Dienst- und Lehnsherren, die Ritter selbst; das ganze Volk war also stärker, bey weitem stärker wie wir. Nicht aber blos in unserm Lande, nein, in allen kultivirten

Ländern ist dies der Fall. So oft ich ein altes Zeughaus, eine alte Rüstkammer besah, die schweren Rüstungen der Vorzeit betrachtete, ihre Schlachtschwerdter in meinen Händen wog, gieng ich mit dem traurigen Gedanken weg, daß wir seit 250 Jahren, dem bleyernen Zeitalter, der völligen Abnahme an Kräften, unendlich näher gerückt sind."

„Die Encyclopédie methodique liefert die Geschichte der französischen Cavallerie, welche man hier um so mehr als Geschichte der Waffen aller christlichen Nationen anführen darf, da die mit- und nebeneinander fechtende Völker in jenen Ritterzeiten sehr auf Gleichheit der Waffen halten mußten. Das Corps französischer Ritter hieß in dieser Zeit les Gensd'armes, sie waren wie die deutschen Ritter mit ganzem Harnisch, Helm, Schlachtschwerdt, Streitaxt und Lanze, und ihre Pferde mit Eisenblech überdeckt. Kein Ritter damaliger Zeit hätte sich leichter bewaffnet, die leichtere Bewaffnung der Reiter hielt man für schimpflich, und überließ solche den Knechten der Ritter, den Mannen, Lehnleuten und Vasallen derselben; diese leichte Reiterey, welche nicht einmal in ordentliche Corps formirt war, und denen man nur, so wie der Zufall eine Menge von ihnen vor einer Schlacht zusammenbrachte, einen Führer gab, verachtete man und brauchte sie nur zu Streifereyen und zum Verfolgen schon geschlagener Feinde. — Es kam daher die leichte bewaffnete Cavallerie, als formirte Truppen, nicht eher als unter Ludwig XII. auf, welcher jedoch nur zwey Compagnien davon errichtete. Dies geschah zu einer Zeit wie dieser König 1513 schon den stärkern

Arm der Schweizer fühlte, ihnen allerwegen weichen und einen nachtheiligen Frieden mit ihnen machen müssen. Dies scheint also das erste stillschweigende Bekenntniß zu seyn, daß die bisherige Rüstung anfieng zu schwer und lästig, oder welches einerley ist, die Ritter minder stark zu werden."

„Es ist auffallend, daß das Heer französischer Ritter 1499, siegreich in Italien drang, Mailand, und 1501 Neapel eroberte, und nun aus Mailand, wo eben damals schon alle Vornehmen und also auch diese Ritter höchst wahrscheinlich von neuerfundener Fayance speiseten, 1513 gejagt wurden, und nun diese an Sieg gewöhnten Ritter in der nächsten Schlacht den 13ten April 1513, so wenig den Schweizern widerstehen konnten, daß diese Schlacht bey Gaine Gathe die Sporenschlacht, la journée des Éperons, genannt wird. Auffallend ist es, daß eben die Schweizer hauptsächlich ihre Sieger waren, die dieser Volksvergiftung nicht so sehr und früh unterworfen wurden, weil die Natur ihnen ausschließend den lapidem ollarem zu gesunden Töpfen gegeben hatte. Und bey dieser Vertreibung und Niederlage, war es nicht die Klasse der Armen, die aus Bürgern und Bauern bestand, sondern die vornehmere Klasse, die Cohorten der Ritter, die Gensdarmerie, welche als der schwächere Theil weichen mußte; diese aber waren eben diejenigen, welche zum Theil seit 1450 in Paris, und von 1499, bis 1513, damals in Italien der Bleyvergiftung, durch die mit Bley glasurten Töpfe, und durch die neuerfundene Fayance besonders ausgesetzt gewesen

waren. Ist diese Vermuthung gegründet, daß diese vornehme französische Helden 13 bis 14 Jahre in Italien von bleyglasurtem Geschirr gespeißt hatten, wie aus Uebereinstimmung der Jahre und des Orts wahrscheinlich wird, so läßt sich leicht erklären, daß ein Gift, welches schwach an körperlichen Kräften, krank, träge und muthlos macht, diese Ritter außer Stand setzen mußte, Schweizern und Engländern, die damals noch von dieser entnervenden Vergiftung frey waren, den sonst gewohnten Widerstand zu leisten.

„Nach diesen Niederlagen machte Ludwig XII. Frieden. Unter seinen Nachfolgern wurde die leicht-bewaffnete Reiterey ohne Harnisch, Helm und Lanze in der französischen Armee immer zahlreicher, und die Anzahl der schwer ritterlich bewaffneten Gensdarmerie wurde immer geringer. Diese Ablegung der schweren ritterlichen Waffen war aber nicht allein in Frankreich, sondern auch unter allen andern kriegführenden Mächten wahrzunehmen. Der Herzog von Alba gab 1567. der bis dahin schlechten österreichischen leichten Cavallerie eine verbesserte gute Einrichtung, und der Graf Moriz von Nassau schaffte bald darauf in Holland den Gebrauch der Lanzen und der schweren Ritterwaffen, bey seiner Reiterey ab.“

„Wenn aus dem bisher Gesagten erhellen wird, daß ohngefähr 1500, oder 1513, ein Zeitpunkt eingetreten ist, seit welchem nachgerade die europäischen Völker, vorzüglich ihre vornehmern Klassen, körperlich schwächer geworden sind — so wird es sich

ferner fragen: Ist denn diese Abnahme der Kräfte seit den letzten 50 und 20 Jahren im Stillstande, oder wurden wir noch immer schwächer, als unsre Väter waren, und was kann die Ursache hiervon seyn? Die erste Frage muß man allerdings bejahen; es scheint selbst in der letzten Zeit, diese Schwäche den Bauernstand mit betroffen zu haben."

„Wie im Anfange des zehnten Seculi die alte Rüstung den damaligen Rittern zu schwer wurde, so nahm anfangs die noch immer schwere Streit- und Sturmhaube die Stelle des Helms, der Küraß die Stelle des Panzers ein, das Schlachtschwerdt blieb noch fast dasselbige; in der Folge wurde die Streithaube in ein leichteres Casquet, der Küraß in einen halben Küraß, das Schwerdt in einen Pallasch verwandelt, und nun waren Kürassiere die schwerste Cavallerie. Bald darauf wurde auch diese Armatur zu schwer gefunden. Der halbe Küraß, der doch für nicht zu nahe Schüsse und für den Stich des Seitengewehrs und Bajonets schützt, und immer manchem braven Krieger das Leben gerettet hat, wird nun auch den Nachkommen der Helden, denen der ganze Panzer nicht lästig war, zu schwer, es werden der Kürassiere immer weniger, und an vielen Orten ließ man sie eingehen, oder sinnet darauf sie abzuschaffen. Wobey auch in öffentlichen Schriften zur Ursache angegeben wird, daß der Küraß zu schwer und lästig sey."

„Der Pallasch, der in die Stelle des Schlachtschwerdts trat, war noch vor dem siebenjährigen Kriege

bey schwerer Cavallerie allgemein, jetzt ist selbiger abgeschafft, oder ist und wird noch täglich mehr erleichtert. Leicht und schwer sind relative Begriffe; für die Faust, welche in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts den Pallasch führte, war er vielleicht weder zum Hauen noch zum Auffangen anderer Hiebe zu schwer. Im siebenjährigen Kriege fieng man an, dessen Schwere wahrzunehmen, und für die jetzige Faust der Krieger, selbst der Deutschen, die doch stärker sind als ihre Nachbarn, sind diese in unsern Zeughäusern noch aufbehaltene, seit 30 Jahren abgelegte Waffen, eingestandenermaßen zu schwer. Ja es geht die Vorliebe, vielleicht Nothwendigkeit, alles an unsrer Reiterey zu erleichtern, so weit, daß wenn militärische Schriftsteller guten Rath ertheilen, einige für Hieb und Stich schützende Waffen wieder einzuführen, sie zugleich die wenige Lothzahl berechnen, die eine solche Schutzwehr wiegen werde. Alle diese nöthig gefundene Erleichterungen unsrer Krieger scheinen unter andern Beweisthümern, auch das ihrige beyzutragen, um darauf den Schluß zu gründen, daß auch seit den letzten 50 oder 30 Jahren unsre Kräfte abnahmen."

„Theils in den Schriften der Aerzte, theils in einzelnen Nachrichten der Geschichte, theils in den Erzählungen der Greise, die wir gekannt haben, und andern umständlichen Ueberlieferungen, finden wir Spuren genug, daß mehrere Generationen, die der unsrigen vorangiengen, stärker und roher waren, Wind und Wetter besser ertragen, in den Arbeiten, und selbst in den Vergnügen besser ausdauern konnten,

wie wir und unsre Zeitgenossen, und besonders, daß sie nicht so an Magendrücken, an Gicht, an Nervenübeln, an Ruhren, an Schwächlichkeit noch Schwindsucht hinreißend litten, wie wir.“

„Der Fleiß der Gelehrten und die Geduld des lesenden Publikums hat in eben dem Verhältnisse abgenommen. Unsre Groß- und Aeltervåter schrieben und lasen Folianten, unsre Våter Quartanten, wir kaum Octavbåndchen, einzelne Comödien, Geschichtchen und Brochüren, oder lieber in Societåt mit mehrern andern, Encyclopådien, Journale oder Bücher, die den Fleiß mehrerer gelehrten Zeitalter compiliren.“

vid. Ebell l.c. S. 186. bis 255.

Allein vieles beruhet in diesen Betrachtungen auf angenommenen Vorurtheilen, und auf demjenigen Vorurtheil, nur das Verflossene zu loben — die gegenwärtigen Dinge durch ein dumpfes Glas zu sehen, und die vergangenen unrichtig zu verschönern — Eine Neigung, die dem altgewordenen ganzen Menschengeschlechte, so wie dem einzeln Greise eigen ist, und die Geschichte des ehemaligen Vortreflichen mit Recht oft lächerlich, oder wenigstens verdåchtig gemacht hat. Nach dem Lamaischen Religionsgebåude gelangten die ersten Menschen der Welt, zu einem Alter von achtzigtausend Jahren, und zu einer riesenmåßigen Größe; nach und nach stieg das Alter bis zu dem gewöhnlichen herab, und von nun an wird dieses, so wie die Größe der Menschen und aller Geschöpfe dergestalt abnehmen; daß die Pferde endlich nicht gröֱßer wie Hasen, und die

Menschen

Menschen kaum einer Elle hoch seyn, und nur zehen Jahre leben, aber schon im fünften Monat nach der Geburt zur Ehe schreiten werden. Wem ist nicht bekannt, wie viel Wesens die Alten von ihrem goldenen Alter, und von dem Riesengeschlechte zu machen pflegten? Homer beschrieb nie die Kräfte der trojanischen Helden ohne die Schwäche seiner Zeitgenossen zugleich zu beklagen. So sagt Nestor:

Und ich kämpfte, so gut ichs vermochte; keiner der Menschen,
Welche die Erd' izt trägt vermöcht' es, mit ihnen zu kämpfen;

Und in einer andern Stelle heißt es:

Tüdeus Sohn ergreift einen mächtigen Stein von der Erde,
Welchen kaum zween Männer aus unsern Zeiten erhüben.

Pauw sagt: es herrschte bey den Amerikanern so wie bey den ältesten Völkern eine alte Sage, daß es in dem occidentalischen Indien vormals wahre Riesen gegeben habe, welche aber wieder, wegen ihrer Neigung zur Knabenschänderey, von einem Gotte durch den Blitz ausgerottet worden seyen. Die Länge Adams, der mit seinen sieben Söhnen auf dem Berg Pico auf Ceylan, wie die Einwohner behaupten, begraben liegen solle, beträgt weniger nicht, als achtzehn Ellen; dessen Finger drey Viertel Ellen, die Nägel ein Viertel Elle, die Füße aber anderthalb Ellen. Plinius thut eines 46 Ellen langen menschlichen Gerippes Meldung, das in Creta aus einem vom Erdbeben gespaltenen Berge gezogen worden sey. Von den Aethiopiern behauptete er nicht weniger,

daß sie die Länge von acht Ellenbogen hätten. Selbst der heilige Augustinus glaubte, er hätte zu Utica den wirklichen Zahn eines Riesen gesehen, welcher, wenn man ihn für unsere Zahnhöhlen in Stücke hätte zurechtschneiden wollen, hundert unserer Zähne würde ausgemacht haben. Folglich, sagt Majoli, hätten die beyden Kinnladen in ihrem Schlusse weniger nicht als vier Ellen im Durchmesser, der ganze Kopf aber zwölf haben müssen. Das Gerippe eines Elephanten wurde noch in unsern Zeiten beym Ausgraben in Frankreich für ein Ueberbleibsel des alten deutschen Königs Teutobochus gehalten. Mit solchen kindischen und abergläubischen Erzählungen suchte man den Werth der Vorwelt zu erheben und die Nachwelt herabzuwürdigen.

Gewiß hat Haller Recht, indem er behauptet, daß wenn wir abgenommen hätten, auch die ganze übrige Natur abnehmen und ihre Kräfte verlieren müssen, wovon wir doch kein Beyspiel sehen, und Dank sey es der Vorsehung, daß unsere Nation noch lange nicht so ausgeartet ist, als man heutiges Tages mit langen Tiraden und Deklamationen darzuthun sich vergebens bemühet. Man sehe die Bayern an, im Ganzen ist diese Nation stark von Leibe, nervigt und fleischicht. — Die Maynzer sind im Durchschnitte stark von Körperbau und einer frischen Gesichtsfarbe. Die ganze österreichische, preußische und hessische Armee bestehet aus einem dauerhaften und behenden Schlag Leute, worunter man sogar riesenmäßige Figuren erblicket. Daß unsere Soldaten

nicht mehr die schweren Waffen tragen können, ist eine Sache, die lediglich ganz von der Gewohnheit abhängt, wie es bey unsern Vorfahren war, die alle ja schon von der Kindheit an Waffen trugen. Von dieser Gewohnheit spricht der berühmte Italiäner Aeneas Sylvius in dem 15ten Jahrhundert folgendermaßen: „Die in Deutschland gebohrnen Knaben lernen eher reiten als reden; die Pferde mögen laufen wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen, sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Kein schwäbischer oder fränkischer Ritter tritt unbewaffnet eine Reise an. Das Tragen der Waffen kommt den Deutschen eben so leicht an, als ihre eignen Glieder. Nicht allein die Edlen, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammern im Hause, und bey jedem Auflauf oder Lärmen erscheinen sie sogleich in den Waffen." So weit Aeneas Sylvius. Was Wunder also, wenn solche Männer Rüstungen tragen konnten, welche uns jetzo unbequem scheinen, und die wir uns doch mit der Zeit wieder angewöhnen könnten. So sehen wir, „daß zu Schornhausen noch Klumpen Eisen von vierzig Pfund, von den Hammerschmieden und Steinbrechern, mit eisernen Zangen herumgetragen und mit Leichtigkeit auf alle Arten bewegt werden" — und der berühmte Blumenbach sagt: „Gerade die Rüstungen in alten Zeughäusern dienen so wie die Knochen in alten Gräbern zum bündigsten und unwiderredlichsten Beweise, daß unsre alten Vorfahren, bis auf seltene einzelne Ausnahmen, dergleichen sich aber auch im

jetzigen Menschengeschlecht täglich aufweisen lassen, gerade um nichts, weder größer noch kleiner gewesen, als ihre unbillig sogenannte progenies vitiosior, die ihnen an Statur gar nicht — aber fürwahr auch an körperlicher Stärke bey weitem nicht so sehr nachsteht, als mancher laudator temporis acti wehklagt. Ich habe vor einigen Jahren eine sehr interessante Rüstkammer auf dem alten Stammhause Waldeck, einem schaudervollen alten Felsenschlosse im Fürstenthum gleiches Namens, besehen, und einige der massivsten Stücke wiegen lassen; da denn z. B. eine Sturmhaube 25½ Pfund; ein Schild 51 Pfund; ein Schwerdt 19 Pfund wog, u. s. w. also freylich Gewichte, welche die Kräfte des jetzigen Menschengeschlechts um ein großes zu übersteigen schienen. Es war aber ein alter lahmgeschossener Invalidenwachtmeister auf dem Schlosse, der in den langen Jahren, da er nun da oben gelegen, aus langer Weile sich oft mit der Handhabung dieser alten Rüstungen die Zeit vertrieben hatte; der legte nun alle diese schwersten Stücke an und manöuvrirte darinnen mit einer Leichtigkeit, die ihren ersten Besitzern Ehre gemacht haben müßte; zum deutlichen Beweise, daß es den jetzigen Menschen blos auf Uebung ankommen würde, um ihren gepriesenen Vorältern auch hierin gleich zu kommen.“ So weit Herr Blumenbach. Und überhaupt zeigt Stärke — noch lange keine Dauerhaftigkeit der Kräfte an, und unsere riesenmäßige deutsche Vorfahren mußten in diesem Stücke andern südlichen Nationen weit nachstehen. Wenigstens sind alle Armeen, welche ehedem die Kaiser nach Italien führten, daselbst

umgekommen. Dahingegen haben die Spanier unter Karl V. am Rhein so manche Feldzüge ausgehalten, und auch in Holland, dessen Klima von dem ihrigen so unendlich verschieden ist, größere Wunder der Tapferkeit gethan und hartnäckiger gestritten als die Eingebohrnen selbst, die gewiß noch hätten unterliegen müssen, wenn ihnen nicht äußere Umstände wären zu Hülfe gekommen, und des Prinzen von Oranien Geist nicht mehr gethan hätte, als alle Myneheeren zusammengenommen. Und unsere uralten Vorfahren, so wie sie Tacitus beschreibt, hätten beynahe mit aller ihrer Stärke denen Römern untergelegen. Daß Hermann den Varo ermüden und schlagen konnte, beweist wenig oder gar nichts, da wir zu unsern Zeiten sehen, daß die Nordamerikaner das undisciplinirteste Volk von der Welt, vermittelst ihrer Wälder, Flüsse, Sümpfe und der Ausdehnung ihres ungebauten Landes der ganzen Macht Großbrittaniens Trotz boten. Und doch ist den Britten das Klima von Nordamerika gewiß nicht so beschwerlich, als jenes von Deutschland den Römern damals seyn mußte, denn Deutschland war zu der Zeit bey weitem noch nicht so angebaut, als es jetzt schon Nordamerika ist. Man denke sich des Varo seine Armee an dem St. Laurentfluß, an dem Illinoissee, und im Begriff über die obern Gegenden des Mißisippi zu setzen, und dann hat man doch noch kein getreues Gemälde von ihrer Lage. Sie hatte lange die Leichtigkeit der Zufuhr von Kriegs- und Mundvorrath nicht, welche sie in Nordamerika haben würde. Deutschland war damals ein ununterbrochener Wald, dessen Flüsse noch in keinem

beständigen Bette eingeschränkt waren, sondern ungeheure Moräste bildeten, von denen man noch zu viele und zu deutliche Spuren findet. Und doch erhielten die Römer die wichtigsten Vortheile über die Deutschen. Der Römer Marius vernichtete das unzählbare Heer von Teutonen und Cimbrern, so Rom den Untergang drohte. Cäsar überwand die Helvetier und den deutschen König Ehrenvest. Drusus marschirte von dem Rhein bis an die Elbe, und Deutschland hat von keinem Römer mehrere Denkmale aufzuweisen, als von dem Drusus. Tiberius sein Bruder brachte es durch Unterhandlungen dahin, daß sich die meisten deutschen Völker zwischen dem Rhein und der Elbe an die Römer ergaben. Germanikus rächte die Niederlage des Varo, und Hermann mußte in zwey Treffen das Feld räumen; so sehr zeigte sich die römische Kriegszucht der deutschen Tapferkeit überlegen. Diejenigen deutschen Völker, welche nachher Italien und Rom selbst unterjochten, hatten diese Ueberlegenheit ohne Zweifel zum Theil den Kriegen zu danken, welche die Römer zuvor gegen sie geführt hatten, so wie die Russen durch die Kriege mit den Schweden, und die Nordamerikaner durch die Anfälle der Britten, geübte Soldaten wurden. Man hätte den Scipionen sagen sollen, daß einst aus dem Hercynischen Walde die Ueberwinder der Römer kommen würden. Wenigstens würden sie auf die großen und starken Körper der Deutschen keine Rücksicht genommen, sondern allenfalls geantwortet haben, daß zuvor Roms Sitten, Verfassung und Verwaltung verderben mußten, und das war hernach auch der Fall.

Es waren militairische und politische Gründe, welche veranlaßten, daß die schwere Rüstung, besonders die der Cavallerie, abkam. Die vorzüglichsten sind:

1) Die Verbesserung der Infanterie.

Dazu gaben die Schweizer in denen italiänischen Kriegen die Gelegenheit. Die schweizerischen Soldaten waren, was ihre Waffen und Kriegsübungen betraf, von andern europäischen Nationen verschieden. In dem langen und heftigen Kampfe zur Vertheidigung ihrer Freyheit gegen das Haus Oesterreich, dessen Kriegsheere wie die Armeen anderer mächtigen Fürsten, hauptsächlich aus einer schwer gerüsteten Reiterey bestanden, fanden die Schweizer, daß ihre Armuth und die geringe Anzahl des Adels, der in ihrem zu der Zeit unfruchtbaren und schlecht angebauten Lande wohnte, ihnen das Vermögen nahm, einen solchen Haufen Reiterey ins Feld zu stellen, die fähig gewesen wären, dem Feinde die Spitze zu bieten. Die Nothwendigkeit zwang sie, ihr ganzes Vertrauen auf die Fußvölker zu setzen, und damit diese dem ungestümmen Angriffe der Cavallerie zu widerstehen im Stande seyn möchten, so gaben sie ihnen Brustharnische und Sturmhauben, als Schirmrüstungen, und zum Angriffe lange Spieße, Hellebarden und schwere Säbel. Sie stellten dieselben in große Bataillons, in tiefe und aneinander gedrungene Reihen, so daß sie von allen Seiten dem Feinde fürchterlich die Stirne bieten konnten. Die Gensdarmes konnten in die festen Glieder eines solchen

Haufens nicht eindringen. Er schlug die Oesterreicher in allen Versuchen, welche diese wagten, die Schweiz zu erobern. Er warf die burgundische Gensdarmerie, die der französischen weder an Zahl noch an Ruhm nachgab, übern Haufen; und als die Schweizer zuerst in den Kriegen in Italien gebraucht wurden, überwältigten sie mit einer unwiderstehlichen Macht jeden Feind, der sich ihnen entgegenzusetzen wagte. Diese wiederholten Beweise der entscheidenden Wirkungen der Infanterie, die bey so merkwürdigen Gelegenheiten abgelegt wurden, brachte diese Art des Kriegsdienstes wieder empor, und erneuerte nach und nach die Meynung, die man längst abgeleget hatte, daß nämlich die Fußvölker in den Kriegsunternehmungen von vorzüglicher Wichtigkeit wären. Da aber der Ruhm, den sich die Schweizer erworben hatten, sie mit so hohen Gedanken von ihrer eigenen Wichtigkeit und Kühnheit anfüllte, daß sie darüber aufrührisch und unerträglich trotzig wurden, so mußten die Fürsten, die sie im Solde hatten, müde werden, von dem Eigensinn der von ihnen besoldeten Truppen abzuhangen. Sie fiengen daher an, mit Ernst auf eine Verbesserung ihrer eigenen Nationalinfanterie zu denken. Die deutschen Landesherren hatten über Leute zu befehlen, welche die Natur mit standhaftem Muthe und dauerhafter Stärke, welche sie zu Soldaten bildet, ausgerüstet hat. Sie bildeten nun auch ihre Truppen so gut, daß sie den Schweizern sowohl in Ansehung der Kriegszucht als der Herzhaftigkeit an die Seite gestellt werden konnten. Man nannte sie Lanzenknechte, von denen Lanzen, oder großen Spiesen, die ihnen Kaiser Maximilian

gab. Die französischen Monarchen gaben sich ebenfalls so viel Mühe, ihre Infanterie furchtbar zu machen, daß nach dem Zeugniß des Brantome bereits unter der Regierung Ludwigs XII. manche Edelleute von hohem Range ihre alten Vorurtheile ablegten, und sich gefallen ließen, unter den Fußvölkern mit zu dienen, eine Sache die unter der folgenden Regierung noch mehr in Schwung kam, da Franz durch Hülfe des schweren Geschützes und der deutschen Lanzenknechte, das zweytägige Treffen bey Marignano lieferte, dessen Ausgang Europa mit der Wahrheit bekannt machte, daß die Schweizer könnten überwunden werden. Die Spanier und Italiäner verminderten ebenfalls nach und nach die Zahl ihrer Reiterey, und setzten nach dem Beyspiel ihrer Nachbarn, gleichfalls die vorzügliche Stärke ihrer Armeen in ihre Fußvölker. Von diesem Zeitraum an hat das Kriegswesen eine ganz andere Gestalt gewonnen, und die europäischen Nationen haben ihre Kriege mit Truppen geführt, die zu einer jeden Art des Dienstes besser eingerichtet und geschickter sind, in jedem Lande mit besserem Erfolge Krieg zu führen, und sowohl Eroberungen zu machen als sie zu erhalten.

2) Die Erfindung des Schießpulvers.

Diese Erfindung und der Gebrauch der Kanonen gab der Verfassung von Europa einen ganz andern Schwung. Allein die Unwissenheit der damaligen Zeit in den mechanischen Künsten machte den Fortgang dieser neuen Erfindung sehr langsam. Die zuerst verfertigten groben Geschütze waren so plump

und so beschwerlich zu handhaben, daß man ihren Nutzen und ihre Wirkung nicht sogleich einsah; und selbst bis auf die gegenwärtige Zeit sind beständig Verbesserungen an dieser wüthenden Maschine gemacht worden, welche den Krieg im Grunde weniger blutig gemacht, und den bürgerlichen Gesellschaften eine größere Vestigkeit gegeben hat; ob sie gleich zur Zerstörung des menschlichen Geschlechts, und zum Untergang der Reiche erfunden zu seyn schien. Die Völker sind dadurch einander mehr gleich gemacht. Die Eroberungen sind langsamer und seltener geworden, und das Glück im Kriege ist beynahe in eine Sache verwandelt worden, die sich ausrechnen läßt. Nun wurde der Harnisch und das Waffenkleid der Ritter zum Widerstand gegen die Kanonenkugeln unnütz, und die Gensdarmerie wurde von Tag zu Tage unbrauchbarer. Allein man ließ es nicht bey dem Gebrauch des schweren Geschützes bewenden, sondern man führte auch das Feuergewehr bey der Infanterie ein. Die Spanier machten den Anfang, indem sie nicht allein die schweizerische Kriegszucht annahmen, sondern auch darin verbesserten, daß sie unter ihre Bataillons eine ziemliche Anzahl Soldaten mit schweren Feuerröhren steckten, und so das berühmte Corps von Fußvölkern bildeten, das anderthalbhundert Jahre die Bewunderung und das Schrecken von Europa war. Auch wurde dieses Feuergewehr unter denen Deutschen eingeführt, doch hielten Ausländer dafür, die Deutschen verstünden sich besser mit der Pike und dem Spieß umzugehen, als mit dem Feuergewehre. Daß ihnen andere europäische Nationen in dem geschickten Gebrauch des kleinern

Schießgewehres etwas zuvor gekommen, sieht man aus der auf dem Reichstage 1570 bekannt gemachten Reiterbestellung, in der es heißt: „Weil an guten Schützen jetziger Zeit hoch und viel gelegen, besonders weil fremde Nationen sich viel darin üben, sollen unter jedem Fähnlein 400 Personen, und unter denselben hundert wohlgerüstete Knechte mit langen Spießen, und ein jeder derselben ein kurzes Feuerrohr bey sich habend, unterhalten werden. Der halbe Theil des andern Hunderts, nämlich jene, so über acht Gulden Besoldung haben, sollen volle Rüstungen haben, mit Schlachtschwerdtern oder andern tauglichen kurzen Wehren, als Hellebarden, versehen seyn, und jeder neben seiner kurzen Wehr eine kurze feuerschlagende Büchse am Gürtel bey sich haben. Diese sollen aus den ältesten und erfahrnen Kriegsleuten bestehen, und zur Bedeckung der Fähnleins oder sonst gebraucht werden; die andern funfzig sollen aus bloßen Knechten mit langen Spießen bestehen. Die übrigen zweyhundert Knechte sollen Hakenschützen seyn, aber mit guten Sturmhüten, Rappiren, guten Birschrohren, Feuer- und Schwammschlossen haftirt seyn. Sie sollen auch monatlich geübt, und ihnen am Backen anzuschlagen und abzuschießen eingebunden werden. Welcher dann mit seinem Schießen nicht besteht, dem soll zur Strafe der Hak niedergelegt, und ein bloßer Spieß gegeben werden.“ In dem dreyssigjährigen Krieg wurde das Feuern mit Kanonen und Musketen noch mehr verbessert. Gustav war Schöpfer in der Kriegskunst, und seine Schlachtordnungen erregten die Verwunderung aller Kenner, auf die er dasjenige

anwandte, was man zur Bevestigung der Städte erfunden hatte, Schanzen und Cortinen, so daß der Soldat gleichsam hinter Mauren stand, und auf welchen Theil des Fußvolks der Feind immer seinen Angriff richtete, er dem Feuer von vorne und auf beyden Seiten ausgesetzt war. Die Reiterey that aller Orten wüthige Anfälle, und konnte doch selbst nicht angefallen werden, weil sie von dem zwischen ihr eingetheilten Fußvolk durch eine kunstvolle Anordnung gedeckt war. Auch von der Artillerie machte er einen bis dahin nicht erhörten Gebrauch, welche so angebracht war, daß sie zugleich schützte, und dem Feinde schadete, ohne dessen Angriff ausgesetzt zu seyn. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg, verwarf man die Piken und Musketen, und nahm an deren Statt Flinten mit Bajonetten versehen; wodurch man vereinigte, was Feuer und Schwerdt am fürchterlichsten haben. Da man die Hauptstärke der Bataillone in das Feuern setzte, so veränderte man nach und nach die Zahl der Glieder, und dehnte sie dagegen mehr aus. Der Fürst von Anhalt, den man einen Kriegsmechanikus nennen kann, führte die eisernen Ladstöcke ein; er stellte die Bataillone drey Mann hoch; und verwandelte ein preussisches Bataillon in eine wandelnde Batterie, deren Geschwindigkeit im Abfeuern die Wirkung dreyfach verstärkte, und den Preußen den Vorzug von Einem gegen Drey verschaffte. Die andern Nationen ahmten den Preußen nach, und dadurch geschahe es, daß ein Kriegsheer in eine lebendige Vestung verwandelt wurde, deren Annäherung zerstörend und fürchterlich war, und daß die Gensdarmerie ganz unnütz wurde.

3) Abschaffung des Faustrechts.

Die große Veränderung in dem Gewehr wirkte besonders auch auf den Adel. Vom Adel seyn, und zu den Waffen gebohren, waren zuvor eine und die nämliche Sache; allein nun verlohr derselbe so zu sagen, seinen Beruf, und das unritterliche neue Mordgewehr, welches nach und nach Thurniere und Faustrecht verdrang, machte, daß er nicht nur dem Ritterwesen entsagte, sondern es setzte ihn in eine Art von Ungewißheit, ob er fernerhin den Degen führen sollte oder nicht. Eine Folge davon war, daß der Geist der Ritterschaft und die Gensdarmerie sich verminderte, auch daß sich der Adel nun mehr nach den Höfen zog und Dienste dort nahm, welches vorhin nicht geschehen war, selbst auch mehr sich auf Wissenschaften legte. Die Beyspiele in den damaligen Zeiten sind nicht selten, daß mehrere von Adel den noch nicht abgewürdigten Doktortitel annahmen, und die Führung desselben sich zur Ehre rechneten. Hierzu kam

4) Die Einführung der Soldmiliz.

Davon gab Frankreich die erste Probe; indem Karl VII. unter dem Vorwande der plötzlichen Einfälle der Engländer ein Corps von neuntausend Mann zu Pferde, und sechszehntausend zu Fuße unter den Waffen behielt, und gewisse Einkünfte zu ihrer ordentlichen Bezahlung ausmachte. Die Lehnmiliz, die aus den Vasallen bestand, die der Adel auffordern konnte, seinen Fahnen zu folgen, war mit einem

solchen Heere ordentlich geübter Krieger nicht zu vergleichen, und verlohr nach und nach ihre Achtung; der Adel und seine militärischen Lehnträger wurden zwar noch manchmal, der alten Gewohnheit nach, ins Feld gerufen, aber man betrachtete sie schon als eine Last für die Völker, mit welchen sie dienten; und sie wurden von disciplinirten Soldaten mit Verachtung angesehen. Dieses alles mußte den Ruf der Gensdarmerie nothwendig schwächen, und wir haben nicht nöthig zur physischen Schwäche der Menschen unsere Zuflucht zu nehmen, um die Ablegung der schweren Rüstung daraus erklären zu wollen.

Gesetzt aber auch, man könne wirklich erweisen, daß das Menschengeschlecht in der Vorzeit stärker als in unsern Tagen gewesen seye — so folgt doch noch lange nicht daraus, daß diese Schwäche von einer Bleyvergiftung entstanden, und daß Bleyglasur als der Hauptgrund derselben anzusehen sey. Daß die Zunahme dieser Schwäche in eben dem Zeitpunkt, wo diese Bleyglasur Mode wurde, zuerst in die Augen fiel, beweiset nichts: denn zwey Dinge können immer mit einander zugegen seyn und in der genauesten Verknüpfung erscheinen, ohne daß darum das eine aus dem andern fließt, und man kann deswegen ganz leicht auf ein falsches Resultat geleitet werden. Gewiß man setzt sich sehr dem Vorwurfe der Folgewidrigkeit aus, wenn man behauptet, gewisse große Revolutionen und Veränderungen sowohl in der physischen als moralischen Welt seyen einer Ursache bestimmt zuzuschreiben. Denn es ist oft eine wahre Unmöglichkeit, die ganze Kette von

Ursachen vollständig zu erkennen und zu verfolgen, aus welcher sich eine gewisse Begebenheit entwickelt. Wir wollen die vorzüglichsten Ursachen anführen, die auf die körperliche Disposition der europäischen Nationen haben wirken, und eine Revolution in derselben erregen können; und wir werden nicht nöthig haben, die Bleyglasur als Theatermaschine zu gebrauchen. Diese Ursachen sind:

Verändertes Klima.

Wir verstehen unter Klima nicht blos, wie die Mathematiker, die zwischen zweyen dem Aequator parallelen Cirkeln um den Erdboden herumlaufende Gürtel, oder Erdstriche, sondern wir begreifen darunter zugleich die verschiedene Temperatur von Wärme, Kälte, Trockenheit und Nässe der Atmosphäre eines Landes, in Verbindung mit noch andern Kräften, die aus der Luft auf uns wirken. Obgleich der Mensch das einzige Geschöpf ist, das unter einem jeden Himmelsstrich leben kann, so hat doch diese Abwechselung nicht nur in seine äußere Bildung, sondern auch in seine Neigungen und sittlichen Karakter einen nicht geringen Einfluß. Daß es nicht auf die Breite der Länder ankommt, zeigen viele Beyspiele. Athen und die Balearischen Inseln liegen unter einerley Breite, wie verschieden sind ihre Einwohner! Eben diese Athenienser wie verschieden waren sie von den Böotiern, die nicht weit von ihnen wohnten? Die Böotier lagen unter einer dicken Luft, und hatten viele grobe Ausdünstungen; eben so grob und unbeholfen waren ihre

Seelen. Die Athenienser im Gegentheil hatten eine reine und gemäßigte Luft; sie hatten daher den schönsten Körper, so daß sie Winkelmann für den Mittelpunkt der Schönheit hält: sie haben sich aber auch durch ihr feines Wesen ein eben so großes Lob bey dem Alterthume erworben. So hat auch das Klima eine mächtige Wirkung auf fremde Kolonisten, welche sich unter denselben anbauen, wie denn Kälm bemerkt, „daß in Nordamerika, die europäischen Geschlechter eher zu reifern Jahren kommen, aber auch eher zum Alter und Tode als in Europa. Es ist nichts seltenes sagt er, kleine Kinder zu sehen, die auf die vorgelegten Fragen bis zur Verwunderung lebhaft und fertig antworten; aber auch die Jahre der Europäer nicht erreichen. Achtzig oder neunzig Jahre sind für einen in Amerika gebohrnen Europäer ein seltsames Beyspiel, da doch die ersten Einwohner oft ein hohes Alter erlebten; auch die in Europa Gebohrnen werden gemeiniglich viel älter, als die von europäischen Aeltern in Amerika Erzeugten. Die Weiber hören früher auf Kinder zu gebähren, einige schon im dreysigsten Jahr; auch bemerkt man bey allen europäischen Kolonien, daß die dort oder hier Gebohrnen frühe und vor der Zeit ihre Zähne verlieren, da die Amerikaner schöne, weiße und unbeschädigte Zähne bis an ihr Ende behalten. Die Erfahrung lehrt ferner, daß sich ein Klima mit der Zeit verändern kann, und daß hieraus auch Aenderung in den Gesinnungen, dem Karakter und der körperlichen Disposition seiner Einwohner erfolgen könne. Deutschland ist ein auffallendes Beyspiel. Wie rauh, neblicht und unfruchtbar muß es zu

Taci=

Tacitus Zeiten gewesen seyn, und wie sehr viel wärmer ist es seit der Zeit geworden! Die Austrocknung der Sümpfe, die niedergehauenen Waldungen, und die allenthalben weiter ausgebreitete Kultur haben es zu einem weit vortheilhaftern Wohnsitz gemacht. Man kann behaupten, daß die Größe der Römer, nicht allein im politischen Verstande, besonders Deutschland, Engelland und Frankreich ganz umgekehrt habe. Vor diesem Zeitpunkt hielten es die mehrsten dieser Völker für knechtisch, sich zwischen Wällen und Mauern in Gesellschaft niederzulassen, und bis in das fünfte christliche Jahrhundert machen die römischen Geschichtschreiber von wenigen deutschen Städten Meldung, als zu welcher Zeit Dörfer anfiengen mit Mauern umgeben zu werden; bis endlich unter denen Karolingern die Einfälle der Ungarn verursachten, daß man in Oesterreich und Bayern einige Städte anlegte. Das geistliche Point d'honneur und selbst die Kirchengesetze forderten, daß die Bischöffe in Städten wohnen sollten. Auch diese waren daher bedacht, aus ihren Residenzen Städte zu machen. Dieses nahm nach und nach in der Folge immer zu, bis endlich unter Maximilian I. Zeiten, nachdem die Waldungen immer dünner und der Boden mehr angebauet wurde, Körper und Klima sich nicht mehr zu gleichen schienen, und die krausen gelben Haare nebst der sonst ehemals so sehr bewunderten Größe, sich allmählig vom deutschen Boden verlohren. Durch das Aushauen der Wälder zu anderm Gebrauch des Erdreichs, ist unser Klima unstreitig gelinder gemacht worden, so wie jenes von Italien, einer wärmern

Luft, als zu Augustus Zeiten, dermalen genießt, seitdem die benachbarten Reiche mehr angebaut und also wärmer sind als vor diesem. Daher friert bey uns der Rhein nicht mehr so öfters völlig zu wie ehedem — daher hat sich der zu starke Frost und das zu lange anhaltende Regenwetter vermindert, und daher ist auch die Ursache des allzuhäufigen Mißwachses gehoben. Mit Erstaunen liest man in dem Verzeichnisse der Annalen von Fuld, von denen schweren Hungersnöthen im J. 850, 868, 873, 874, wo fast der dritte Theil von Menschen gestorben. — Daher fieng auch das Klima an reiner und gesünder zu werden — nach ausgehauenen Wäldern und ausgetrockneten Morästen, bewirkte die elektrische Kraft der Sonne nunmehro auch in unserm Deutschland eine trocknere, sanfter gemischte Erde, feinere Gewächse, mildere Speisen, dadurch wurde eine reifere und feinere Organisation des menschlichen Körpers bewirkt und die vorherige kolossalische Gestalt, in eine zärtere und gewandtere umgebildet.

Veränderte Diät.

Speisen und Getränke sind zur Erhaltung unsers Körpers unentbehrlich; das Wachsthum des Körpers fordert Nahrung, und das beständige Abnutzen desselben verlangt Erneurung und Ersatz. Die Ernährungs- und Erneurungsmittel sind von mancherley Art, und ihre Verschiedenheit hat nicht allein auf die Kräfte und auf die Gesundheit des Körpers Einfluß, sondern sie scheint auch auf den geistigen Theil, auf die Stärke, auf die Unbefangenheit,

auf das Fassungsvermögen und auf die Beurtheilungskraft der Seele Würkung zu äußern. Nationen, die fast allein von Speisen und Getränken aus dem Pflanzenreiche leben, werden seltener von faulichten Krankheiten aufgerieben, als Völker die viele Fleischspeisen genießen. So hat die Völlerey die Fehler der Wilden von Amerika mit Lastern vermehrt, die ihnen fremd waren; das Brandeweinsaufen und daher entstehende tolle Wesen ist in Georgien unter den Indianern sehr gemein. So sind die fast allein von Fischen lebende Nationen, die Neuholländer, Lappländer, Grönländer, Samojeden und Ostiaken keineswegs die Symbole von Menschenkraft, wie es die Schwelger in Fleischspeisen, die Britten, sind; vielmehr sind sie ächte Bilder ihrer wässerichten, klebrigen, kraftleeren Speisen; schwächliche, stumpfsinnige, furchtsame Menschen. Daher sagt Scherf: „Die Erfinder des katholischen vielen Fastens kannten gewiß schon die schwache und wässerichte Nahrhaftigkeit der Fische, wodurch die Menschen schwächlich und furchtsam werden, denn eben solche Menschen brauchten sie; und vielleicht würde die Hierarchie, ohne das Fleischverbot an so vielen Fasttagen, die Stufe nie erreicht haben, worauf sie stand, als alle Völker niederfielen und sie anbeteten; wenigstens scheint es gewiß, daß Menschen, die durch einen reichlichen Fleischgenuß Spannkraft und Muth erhöhen, sich nicht so leicht in das Joch des Köhlerglaubens beugen.

Zu der Zeit, wo den Menschen, die in der Fastenzeit Fleisch aßen, die Zähne eingeschlagen,

oder andere drückende Bußen aufgelegt wurden, blühte der Despotismus des Pabstes am schönsten; heut zu Tage, wo die Fasten nicht so strenge mehr gehalten werden, wo das Zeugniß eines Arztes das Verbot des Fleischgenusses aufhebt, und wo dies Zeugniß leicht zu erhalten, und in Italien sogar in den Kaffeläden für Geld so gut wie eine Tasse Kaffe zu haben ist, ist man nahe dabey aus dem Pabste einen Bischoff zu machen." So weit Herr Scherf. Die Nahrung der uralten Deutschen war ganz einfach und bestand in wildem Obst, Milch, Fleisch und Getreide. Von Getreidearten waren hauptsächlich der Haber und die Gerste bekannt. Aus dem ersten bereiteten sie ein Mus zum Essen; aus der Gerste brauten sie Bier. Der Boden war übrigens arm an Gartengewächsen. Unter den wildwachsenden Kräutern zeichnete sich eine Art Pastinaken aus, die dadurch berühmt geworden, weil der Kaiser Tiber, der sie kennen gelernt, als er in Deutschland die römische Armee kommandirte, sich alle Jahre einige nach Rom bringen ließ. Auch gab es vielen wilden Spargel, von dem der nämliche Tiber scherzweise zu sagen pflegte, es wachse in Deutschland ein Kraut, das fast Spargel wäre. Plinius thut nebst diesem noch von Rettichen Meldung, die so groß wären als ein kleines Kind, und schließt daher, daß dieses Gewächs fetten Boden liebe. Obgleich das Land untüchtig zu Obstbäumen schien, so waren doch zu des Plinius Zeiten Kirschbäume an den Rhein gepflanzt, von welchen dieser Naturforscher sagt, daß die daran wachsenden Kirschen eine dritte, aus schwarz, roth und grün zusammengesetzte Farbe

hätten, gleichsam als wenn sie immer anfiengen erst reif zu werden. Pferdefleisch war den Deutschen ihr köstlichstes Gericht, bis es ihnen vom heil. Bonifacius untersagt wurde, welcher auch auf Anrathen des Pabstes Zacharias Hasen, Biber, Störche und Krähen zu essen verbot. So sehr Tacitus das Einfache der Speise unserer Vorfahren rühmt, so starke Vorwürfe macht er ihnen über ihre Liebe zum Trunk; und daher sagte in der Folgezeit der griechische Kaiser Nicephorus Phocas dem berühmten Cremonensischen Bischoffe Luitprand, der als Gesandter des Kaisers Otto I. zu ihm gekommen, ins Gesicht: „Die Soldaten deines Herrn verstehen sich nicht auf das Reiten, zu Fuße zu kämpfen, ist ihnen ganz unbekannt. Ihre großen Schilde, ihre schweren Harnische, ihre langen Scherdter und das Gewicht ihrer Sturmhauben hindert sie von allen Seiten zu fechten.“ Lächelnd setzte er noch hinzu: „ihre Gefräßigkeit hindert sie ebenfalls, indem ihr Bauch ihr Gott ist, ihre Keckheit im Rausche besteht, ihre Tapferkeit in der Trunkenheit. Wenn sie fasten, sind sie ausgelassen, und wenn sie nüchtern sind, sind sie furchtsam.“ In der That ein schönes Bild unsrer Vorfahren! Herr Ebell findet in dem heutiges Tags abgenommenen Zechen einen neuen Beweis der Schwäche der jetzigen Generation, wenn er sagt: „Selbst in Schmäusen und Vergnügungen können wir es den Alten nicht gleich thun. Die hochzeitlichen Feste der Vorfahren dauerten mehrere Tage und Nächte bey Trunk und Tanz hindurch. Die Reichspolizeygesetze mäßigten diese Feste, und eine hiesige Landesverordnung von 1593,

schreibt das jetzt durchaus nicht mehr Statt habende Maaß solcher Feste für den hiesigen Landmann vor. Jetzt bedürfen wir solcher Verordnungen nicht, unsre eigene Schwächlichkeit benimmt uns den Trieb zu diesem Uebermaaße, und macht die Verordnungen entbehrlich. Noch vor 50 Jahren war es fast ein Schimpf für den Wirth, wenn seine Gäste nüchtern von ihm giengen. Freylich ist es sehr gut, daß dies aufgehört hat; aber wo finden wir auch die Naturen die das öfters ertragen könnten?" So weit Herr Ebell. Allein auch hieran ist die Gewohnheit schuld, und wir finden noch in unsern Tagen solche große Säufer, als wie in der Vorzeit, und nicht alle sterben frühzeitig an denen übeln Folgen, sondern manche erlangen ein hohes Alter. Das Betrinken war bey unsern Vorfahren nebst der langen Gewohnheit, die endlich gleichsam zur Natur geworden, meistens eine Frucht der Geselligkeit einerseits, und des Abgangs feinerer Unterhaltung anderseits. Anstatt daß dieses Laster im 15ten Jahrhundert bey der zunehmenden Aufklärung gemindert worden wäre, erreichte es vielmehr durch das zu eben der Zeit aufgekommene Zutrinken die höchste Stufe. Wer weniger Mensch war, ward für einen Helden geachtet; und derjenige, der den andern vernunftlos und halb todt gesoffen, that eben so groß damit, als wenn er einen wichtigen Sieg über den Feind davon getragen. Und gewiß ist in diesem übermäßigen Saufen ein Grund der körperlichen Schwäche der nachkommenden Generation zu suchen; denn von Kindern die im Rausche erzeugt werden, läßt sich nicht viel erwarten. Endlich fieng man an das Unanständige dieser

Gewohnheit zu empfinden. Besonders hatten die österreichischen Kaiser Friederich III. und Maximilian I. unter andern auch diese gute Eigenschaften, daß sie, in Rücksicht auf die herrschende Mode der Zeit, bis zum Wunder nüchtern und mäßig waren. Maximilian lernte durch seinen vielen Umgang mit Ausländern die Trunkenheit noch mehr verabscheuen, so daß er glaubte, man müsse mit Ernst daran seyn, die Sitten der Nation in diesem Stücke zu verbessern. Er trug es auf verschiedenen Reichstagen den Fürsten vor, und fand auch Beyfall. Bereits auf jenem vom Jahre 1495 zu Worms ward ausgemacht, daß Kurfürsten und Fürsten solches nicht gestatten, sondern ernstlich strafen sollten. Allein die Reichsgesetze würden diesen Zweck doch nicht erreicht haben, wenn nicht die darauf bald erfolgte Kirchenreformation, in Ansehung einer gewissen Sparsamkeit, Nüchternheit und Industrie unter denen Einwohnern von Norddeutschland eine große Revolution hervorgebracht hätte, durch welche, und die in der Folge häufige Nachahmung der französischen Sitten, dieses Laster verdrängt worden. Es mußten aber überhaupt in Deutschland mit der Zeit durch die mehrere Kultur des Bodens und mehrere Ausbreitung des Handels, mehrere Produkte hervorgebracht werden, welche die Diät veränderten, und auf Körper und Geist mächtig wirkten. Besonders gehören hieher der Wein, dieser war unserm deutschen Vaterland ehemals ganz unbekannt, bis unter dem Kaiser Probus die ersten Reben auf deutschem Boden anfiengen gepflanzt zu werden. Obgleich auch schon in dem 6ten Jahrhundert in deutschen Gesetzen des Weinbergs

Meldung geschieht, so bat sich doch noch der heilige Bonifacius von seinen Freunden in England, gegen einige denselben aus Deutschland überschickte kleine Geschenke, etwas Wein aus, womit sich der Bischoff Ecbert mit seinen Brüdern einen guten Tag machen sollten, und die vortreflichen Weinberge um Rüdesheim stehen nicht über das Jahr 1074. Außer dem häufigen Genuß des Weins wurde nach und nach auch der Gebrauch ausländischer Produkte in die deutsche Küche eingeführt. — Deutschland war die Hauptniederlage zwischen dem Norden, und den süd- und westlichen Ländern. Von Italien holte man Specereyen und Zucker, welche Waaren meistens von und über Aegypten gebracht, nachher aber, nach Entdeckung des ostindischen Weges, aus denen Niederlanden geholt wurden; durch den Handel wurde Wohlstand verbreitet, und diesem Wohlstand folgte allmählig Schwelgerey. Der Gebrauch der hitzigen Gewürze wurde allgemeiner, und endlich der Kaffe und Thee eingeführt, und bis zum Mißbrauch getrunken. Nothwendig mußte durch den häufigen Genuß des Weins, Kaffe und der hitzigen Gewürze, das Nervensystem mehr gereitzt, die Säfte erhitzt, die milde Natur des Blutes verdorben, und so der Körper geschwächt werden.

Luxus.

Man hat in Ansehung des Luxus von den alten Zeiten gemeiniglich ganz irrige Vorstellungen. Unsre alten Ritter erscheinen zwar blos in ihrem

Helm, Harnisch und eisernen Beinkleidern in unsern Kirchen. Man muß sich aber nicht vorstellen, als wenn dies ihre alltägliche und einzige Tracht gewesen wäre. Nach den noch vorhandenen Beschreibungen waren die Moden noch häufiger und veränderlicher als jetzt, und selbst auch die Kostbarkeit der Kleider größer. „In derselben Zeit,“ sagt die Limburger Chronik, „ward der Sitt von der Kleidung verwandelt, als wer heur ein Meister war von den Schneidern, der war über ein Jahr ein Knecht.“ Wenn man die Beschreibungen von den verschiedenen Kleidertrachten, die der Verfasser derselben von den damaligen Zeiten macht, dagegen hält, so bestättigt sich dieses vollkommen. Besonders sieht man daraus, daß die Nachahmungssucht fremder Kleidungsarten die Deutschen bereits damals befallen hatte, und zwar in einem weit höhern Grad, als jetzt. Spangenberg sagt: „Ists, daß man einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, so darf sich mancher einen Tag wohl dreymal umkleiden, und solches etliche Tage an einander, jetzt deutsch, dann welsch, bald spanisch, dann ungarisch, zuletzt gar französisch.“ — Es ist sonderbar, daß dasjenige, was Villani und andere Geschichtschreiber von Italien bemerken, auch von Deutschland eintrift: daß nemlich nach der großen Pest, mit der Europa um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts heimgesucht worden, auf einmal sich Pracht und Wohlleben gemehret, indem die Uebriggebliebenen, nun durch die Güter der Verstorbenen bereichert, um so mehr ihren Neigungen nachhängen konnten. Dieses Phänomen hat gewißlich in Concurrenz mit denen

andern Umständen viel zur Schwäche der körperlichen Disposition des Menschengeschlechtes beygetragen; sein Ursprung war aus dem Orient, und wüthete im Jahr 1348 in Italien, Frankreich und Spanien, im folgenden Jahre aber in Deutschland, England und Holland. Ein halbjähriger beständiger Regen und häufige Erdbeben waren vorhergegangen. Diese Pest war so schrecklich verheerend, daß man sagte, zu Noahs Zeiten habe der Würgengel nicht so viele Menschen umgebracht, als in diesem Jahre. In Venedig starben allein 100,000 Menschen: in manchen Ländern blieben von 100 kaum 10, bisweilen wohl gar nur 5 übrig. Viele Kranke starben an demselben Tage, manche in derselben Stunde, wo sie von der Krankheit ergriffen waren. Sie bekamen gleich anfangs ein sehr heftiges Fieber, mit Wüstigkeit des Kopfes, Betäubung, Schlafsucht und Sinnlosigkeit verbunden. Die Zunge und der Gaumen waren verbrennt und schwarz, und aus dem Munde drang ein abscheulicher Gestank hervor. Viele wurden auch von einer heftigen Lungenentzündung mit tödtlichen Blutflüssen ergriffen: der Brand pflegte gleich darauf mit schwarzen Flecken über den ganzen Körper zu erscheinen. Brachen aber Abscesse an dem Umfange des Körpers aus, so kamen die Kranken durch. Keine gewöhnliche Arzneymittel schlugen das geringste an. Der Pabst ertheilte allen denen den Ablaß, die sich mit Pflegung der Pestkranken beschäftigen würden: denn die größte Lebensgefahr war dabey unvermeidlich. Auch allen Pestkranken selbst wurde ein für allemal der Ablaß ertheilt, und die Geistlichen ermahnt, ihnen denselben zu

verkündigen. Dies war der einzige Trost, der die Elenden wieder aufrichten und ihnen helfen konnte, dem unvermeidlichen Tode unerschrocken entgegen zu gehen. Der Kirche wurde dieser Trost sehr einträglich: die Kranken vermachten aus Dankbarkeit ihre Güter der Kirche und den Geistlichen, und starben mit desto mehr Resignation. An den meisten Orten hielt man die Epidemie für ein Strafgericht Gottes: es thaten sich Schaaren von Menschen beyderley Geschlechts zusammen, die für die Sünden Aller büßen wollten.

Diese unsinnigen Flagellanten liefen halbnackend umher, geisselten sich am Tage und hielten des Nachts unzüchtige Zusammenkünfte. Sie breiteten freche Grundsätze aus, und zogen sich dadurch die Ahndung der Kirche zu. An andern Orten beschuldigte man die Juden, durch Vergiftung der Brunnen, die Pest veranlaßt zu haben: die Unglücklichen wurden verfolgt und verbrannt, und ihrer wären eine weit größere Anzahl aufgeopfert worden, wenn Gregor XI. nicht der Wuth der Geistlichkeit und des Volks Einhalt gethan hätte. „Und darnach,“ sagt die Limburger Chronik, „als das Sterben, die Geißelfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein Ende hatte, da hub die Welt wieder an zu leben, und fröhlich zu seyn, und machten die Mann neue Kleidung. Die Röck waren unten ohne Geren, und waren auch abgeschnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe über die Knie. Darnach machten sie die Röcke also kurz, eine Spanne unter dem Gürtel. Auch trugen sie Höcken, die

waren all umb rund und ganz, das hieße man Glocken, die waren weit, lang und auch kurz. Da giengen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite Hemder ausgeschnitten, also, daß man ihnen die Brust beynahe halb sahe.“ Alles dieses nahm von Tag zu Tage mehr zu, und in dem 16ten Jahrhundert forderten die Tafeln einen außerordentlichen Aufwand, theils wegen der Menge der Speisen, theils der übergroßen Zahl der Gäste wegen, die bey besondern Gelegenheiten, besonders Hochzeiten, zusammentrafen. Bey der Vermählung Herzog Wilhelms des Jüngern von Bayern brachten die geladenen Gäste im Jahr 1568 nur allein an Pferden 3534 mit, die alle mußten frey gehalten werden, woraus sich auf die übrigen Kosten schließen läßt. Bey jener Wilhelms von Rosenberg, eines der reichsten Herrn in Böhmen mit Anna Maria Markgräfin von Baden wurden verzehrt Hirsche 40, Damhirsche 50, Wildstücke 29, Hasen 2130, Fasanen 250, Auerhahnen 30, Rebhühner 2050, gemästete Ochsen 150, Kälber 546, Schweine 654, Schöpse 450, Gänse 5135, Kapaunen, Hähne und Hühner 3106, Karpfen 18120, Hechte 10209, Forellen 6380, Krebse 5000 Schock, Heringe 780, u. s. w. Man trank von ungarischem, tyroler, österreichischem und Rheinwein 11000 Eimer, spanische Weine 40 Tonnen. Vom böhmischen Bier 903 Faß. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Häber. Bey dem 1603 von Herzog Friedrich von Würtemberg, als er von dem König Jacob in England den Orden des Hosenbands erhielt, gegebenen Gastmahl,

wurde alles aufgeboten, was uns an die Zeiten der uralten römischen Schwelger erinnern könnte. Dem abwesenden König, welcher seine eigene Tafel hatte, wurden 90 Speisen vorgesetzt, wovon oft eine, nach der Versicherung eines Augenzeugen, aus so verschiedenen und so gut zubereiteten Eßwaaren, welche die Erde, Luft und Wasser immer hervorbringen mögen, bestand, daß selbst der Gaumen eines Apicius sie vortrefflich würde gefunden haben. Auch waren alle Speisen mit so vielen Gewürzwaaren zubereitet, daß sie, sobald man die silbernen Deckel abnahm, so angenehme und verschiedene Wohlgerüche ausdünsteten, daß das ganze Zimmer (der große Rittersaal in dem Schloß zu Stuttgard) davon erfüllt wurde. — Uebrigens muß man sich nicht einbilden, daß diese Schwelgereyen blos den Großen eigen gewesen seyen, sie erstreckten sich vielmehr auf die niedrigsten Klassen herab. Alle, sowohl allgemeine Reichs- als besondere Polizeyordnungen der Provinzen und Städte eiferten dagegen; allein selten mit gutem Erfolg. In jener von Minden, einer braunschweigischen Provinzialstadt, ist verordnet: Daß bey einer großen Hochzeit nicht über vier und zwanzig Tische seyn sollten, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet. Zu einer kleinen Hochzeit werden vierzehn Tische gerechnet. Das Essen sollte nicht über drey Stunden dauern." Durch diese Pracht und Ueppigkeit mußte nothwendig die männliche tapfere Constitution der Ritterschaft untergraben und geschwächt, und Weichlichkeit eingeführt werden, so daß man, wenn auch eine verbesserte Kriegskunst die schwere Rüstung unnöthig gemacht, man doch die-

selbe wie vorzeiten die alten Römer, den Panzer und die Sturmhaube weggeworfen haben würde.

Misgeleitete Kultur.

So nöthig Kultur einem Volke ist; so gewiß ist es, daß die Ueberfeinerung derselben, und besonders wenn man fremde Sitten mit Gewalt so zu reden, einem gewissen Nationalkarakter einpfropft, mit der Zeit Schaden bringen müssen. Unsere uralten Vorfahren giengen in dem Gegentheil zu weit. — Sie als barbarische Nationen waren nicht allein ungelehrt, sondern sahen auch alle Gelehrsamkeit und Künste mit Verachtung an. Sie fanden alle Provinzen des alten römischen Reichs in einer weibischen Weichlichkeit versunken, und ein solcher Karakter mußte ein Gegenstand der Verachtung in den Augen einer hochmüthigen und tapfern Nation seyn, und diese ausgearteten Sitten schrieben die Barbaren der Liebe zu denen Wissenschaften zu. Daher wollten sie, auch zu der Zeit, wo sie sich schon in den eroberten Ländern wohnhaft niedergelassen hatten, ihre Kinder in keiner Art von Kenntniß unterrichten lassen. Denn, sagten sie, der Unterricht in den Wissenschaften zielt natürlich auf eine Verderbung, auf ein Entnerven und ein Niederdrücken des Geistes ab; und wer gewöhnt ist, vor der Ruthe eines Schulmeisters zu zittern, wird nie ein Schwerdt oder Spieß mit einem unerschrocknen Auge ansehen. Aber dieses Vorurtheil fieng an mit der Zeit sich nach und nach zu verlieren. Endlich fieng man an in dem 15ten Jahrhundert von Seiten der deutschen Fürsten

die französische Sprache und Kleidermoden anzunehmen, und die Kultur dieser Nation, als den Ton der deutschen Bildung einzuführen; dieses gieng in dem nachfolgenden 16ten Jahrhundert immer noch weiter, und die damaligen Moralisten jammern über nichts mehr, als die mit jedem Tage sich mehrenden und erneuernden fremden Moden. Die den Deutschen ohnehin seit langer Zeit eigene Nachahmungssucht erhielt ungemeine Nahrung durch das immer mehr zur Gewohnheit werdende Reisen. Man wird kaum die Lebensbeschreibung eines etwas bedeutenden Mannes vom Adel der damaligen Zeiten finden, wo nicht seiner gethanen Reisen Erwähnung geschähe. Fremde Sprachen, Sitten und Moden waren dasjenige, woraus ihre Landsleute nach der Heimkunft schließen sollten, was sie für einen Mann vor sich hätten. Selbst die vielen vom Adel, sowohl als dem Volk, die wegen der Kriegsdienste so häufig nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten meistens anstatt des fremden Geldes, das sie zu erhaschen geglaubt hatten, nichts zurück, als fremde Moden und Grimassen. Während dem dreyßigjährigen Kriege vermehrte sich die Nachahmungssucht französischer Moden noch weit mehr. Nicht nur allein in große und kleine Höfe, Palläste und Rittersitze, sondern Bürgerhäuser und selbst Armeen drangen sich die französischen Moden ein, und es gereicht gewiß dem General Tilly zur Ehre, wenn er dem Grafen von Guise, nachmaligen Herzog von Gramond, gleich bey dem ersten Besuche mit einer stolzen Zuversicht, die der Franzos gar nicht erwartet hatte, sagte: „Mein Anzug, Herr Graf, wird ihnen

ohne Zweifel außerordentlich vorkommen, denn er hat nichts von französischer Mode, er ist aber nach der Meinigen, und dies ist mir genug." Nach dem Kriege vermehrte sich diese Seuche so stark, daß Leute, die mit dem Gange des Commerzes ihrer Zeiten bekannt waren, sich getraueten erweisen zu wollen, daß bis vier Millionen Thaler baar Geld blos für Modewaaren aus Deutschland jährlich nach Frankreich giengen. Gewiß damals eine außerordentliche und ungemein erschöpfende Summe. Kein Glück war mehr an deutschen Höfen zu machen, als von einem französirten Deutschen. Noch schlimmer aber war es, daß die Franzosen selbst sich in deutsche Höfe und angesehene Familien, unter allerhand Gestalten wußten einzudringen, und die Nation umzubilden suchten, nach ihrem Sprüchwort: „daß um ein gutes Temperament herzustellen, das deutsche Bley mit französischem Quecksilber müsse versetzt werden." Allein aus solchen Temperamenten kamen meistens nichts heraus, als lächerliche Karrikaturen, und verächtliche Zwittergeschöpfe.

Auf diese Art verlohr die Nation nicht allein sehr viel an Selbstständigkeit des Karakters, sondern auch die Erziehung wurde umgemodelt, und der Keim zum Leichtsinn und Schwäche gelegt.

Ausschweifung in der Wollust.

Sonsten lebten die alten Deutschen keusch — eine Uebertretung der Sittsamkeit wurde auf keine Weise verziehen; weder Jugend, noch Schönheit, noch

noch sonst etwas konnte Nachsicht verdienen. Der Bräutigam forderte von seiner künftigen Braut noch Reinheit und Unschuld. Den Verlust derselben hielt er für unersetzlich, und augenblicklich konnte er sie deshalb verlassen. In einer so zahlreichen Nation waren Ehebrüche selten; und den begangenen rächte der Mann als Familienhaupt. Auch wurde ihre Keuschheit durch keine Verführungen der Schauspiele verdorben — und aus der vernachläßigten Kleidung entstand noch keine Beleidigung der guten Sitten und keine Gelegenheit zu Ausschweifungen. „Wenn die Weiber mit unbedeckter Brust und nackten Aermen einher giengen, so ist dennoch die Ehe strenger und kein Theil ihrer Sitten lobenswerther," sagt Tacitus. Aus einer Stelle eben dieses Schriftstellers, wo er sagt, daß Männer und Weiber unwissend seyen in den Geheimnissen des Schreibens, hat man die Folge ziehen wollen, daß man in Deutschland gar nicht zu schreiben gewußt habe. Man sieht aber leicht aus dem ganzen Zusammenhange der Stelle, daß Tacitus nur die bey den Römern gebräuchliche Art, durch Briefe heimliche Liebesverständnisse zu unterhalten, versteht. Doch nach und nach näherten sich die Reichern, und die dem Rhein am nächsten wohnten, etwas mehr dem Wohlstande in der Kleidung. Anstatt der Thierhäute, wobey fast der ganze Vordertheil des Körpers unbedeckt blieb, fiengen sie an, ordentliche Kleider zu tragen. Die Weiber waren auch nicht mit ihren leinenen Kleidern zufrieden. Diese mußten noch mit purpurfarbenen Bändern ausgeziert werden, einer Waare, die man nirgends als in Phönicien haben konnte. Dieses nahm immer

mehr zu, so daß Dittmar am Ende des 10ten Jahrhunderts über Luxus in Deutschland klagte. Von Otten I. sagt er, „so wie der Herr, so waren auch seine Fürsten; nicht überflüßige Verschiedenheit in Speisen oder andern Dingen machte ihr Vergnügen aus, sondern die goldene Mittelmäßigkeit. Mit ihm und seinen Zeitgenossen sind alle Tugenden, die bey ihren Lebzeiten geblüht haben, verwelkt.“ Insonderheit hielt sich auch Dittmar über die Kleidertracht des Frauenzimmers auf, als welches nun gar nicht mehr, wie die alten Matronen, in diesem Stücke sich verhielte, sondern vielmehr großentheils dasjenige, was an ihm feil wäre, seinen Liebhabern ungebeten zeigte, und dem Volke zur Schau aufstellte. In einer andern Stelle seufzet er auch über die zunehmenden Ehebrüche. In der Folge macht Adam von Bremen von den Bewohnern der Stadt Bremen eine schlimme Schilderung, worin auch dieser Zug vorkommt, daß Ehebrüche, Blutschande und andere Unreinigkeiten, die gegen die Natur sind, kaum für ein Verbrechen gehalten werden, indem die meisten zwey, drey, oder unzähliche Weiber zugleich hätten. Besonders nahm nach denen Kreuzzügen das Laster der Unzucht ungemein überhand, und legte den Grund zu vielen Zufällen an denen Zeugungsgliedern, als Folgen des unreinen Beyschlafs. Der Grund der überhandnehmenden Unzucht lag, außer dem zunehmenden Luxus und Wohlleben, in dem zugenommenen Mißverhältniß beyder Geschlechter gegeneinander. Durch die Kreuzzüge wurden, wenn man dem Wilhelm von Tyrus Glauben beymessen darf, sieben Millionen Menschen aufgeopfert:

Dies mußte nothwendig die Zahl des weiblichen Geschlechts im Verhältniß gegen das männliche sehr vermehren. Seit der Zeit nahm auch die Menge der Nonnenklöster zu. Der weltliche Orden der fahrenden Weiber oder treibenden Mägde entstand auch erst seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts, und hatte seinen Grund ebenfalls in dem Mangel ehefähiger Mannspersonen. Diese Mädchen zogen auf Jahrmärkten, Reichstagen, Kirchenversammlungen u. s. w. ihrer Nahrung nach, und dienten den geistlichen Herren, unter dem Namen: schöne Frauen, zu Focariis. Endlich wurden auch die Frauen- oder Mädchenhäuser seit den Kreuzzügen so gemein, daß keine mittelmäßige Stadt sich ohne mehrere derselben behelfen konnte. Sie standen bis ins 15te Jahrhundert an manchen Orten unter Aufsicht des Magistrats; an andern unter unmittelbarer Vorsorge des Domprobstes, anderwärts aber unter den Befehlen des Scharfrichters. Ihre Vorgesetzten mußten dafür sorgen, daß keins der Mädchen eine Krankheit von unreinem Beyschlaf, oder den Tripper mit Harnbrennen verbunden, bekäme. — Durchgehends aber wurden bis auf die Zeiten der Reformation die Mädchenhäuser für ein nothwendiges Stück der Polizey angesehen, und waren fast eben so gemein als unsere Gasthöfe. Alle diese Umstände mußten zur Ausbreitung unreiner Krankheiten außerordentlich mitwirken; und es ist daraus ganz begreiflich, warum bey den abendländischen Aerzten seit dem 12ten Jahrhundert die Abhandlungen vom Tripper, Chanker, Bubonen und Verhärtungen der Hoden so häufig und umständlich

vorkamen. Wir lesen von Hohen und Geringen, die arge Geschwüre der Ruthe bekamen, von denen die geheimen Theile wegfaulten und abfielen, und bey den Buhldirnen hatten sie es überkommen. So finden wir beym Becket aufgezeichnet, daß der Herzog von Lancaster, Johann von Gent seinem Mündel, dem Könige Richard II. die traurigen Folgen der Unzucht und die weggefaulten Zeugungstheile auf seinem Sterbebette 1399. zeiget, und reuig bekennt, es seyen die Folgen seiner Buhlereyen. Dies hat König Richard selbst jemanden, und dieser dem Thomas Gascoigne, Kanzler zu Oxford, in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts erzählt; und eben dergleichen Verderbniß und Wegfaulen der geheimen Theile bey solchen, die sich einer ausschweifenden Wollust ergeben, hat Gascoigne bey verschiedenen Männern mehr, und namentlich bey einem Londner Bürger Wills gesehen. Wie wir auch ferner von der Krankheit des Königs Ladislaus von Neapel im Jahr 1414 bey Windeck lesen: „Do starb der König Lasle eines jehen Todes, und erfüllet von seinem Gemechte pis an sein Herze, das tet jm eines bidermannes tochter von Nopls, die er genozojet hette, wider iren willen.“ Von denen Niederländern schreibt Comines folgendes: „Dem Ueberfluß war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleider wurde von beyden Geschlechtern zu einem ungeheuren Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung wie hier war der Luxus der Tafel bey keinem andern Volk noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beyder Geschlechter in Bädern und

ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzen, hatte alle Schaamhaftigkeit verbannt. Hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maaß." Ist es also noch ein Wunder, wenn Entkräftung erfolgte? und ist die Ursache derselben nicht vielmehr hier, als in der Bleyglasur zu suchen?

Vernachlässigung der Bäder.

Das Baden scheint ein natürlicher Trieb vieler Thiere zu seyn. Viele Vögel und vierfüßige Thiere, ja gar Insekten die in der Luft leben, suchen zuweilen das Wasser, um sich zu reinigen und zu erfrischen; und auch die Menschen haben von jeher die Gewohnheit gehabt, sich bald in kaltem, bald im warmen Wasser zu baden, und es war nicht blos die Reinlichkeit, sondern selbst die Gesundheit die Absicht dieser Bäder. Man badete sowohl warm als kalt, und lange Zeit hat man die kalten Bäder der Gesundheit für weit zuträglicher gehalten als die warmen. — Eine Meynung die gewiß mehr Schaden als wahren Nutzen gestiftet hat. Die Achtung der Alten für die warmen Bäder zeigt sich nicht allein in dem häufigen Gebrauche derselben, sondern auch in ihren Dichtungen. Schon Homer rechnet die warmen Bäder, in verschiedenen Stellen seiner Gedichte, zu den Vergnügen, und läßt den Ulysses erzählen: Circe habe ihn gebädet mit Wasser, das in glänzendem Metall gewärmt war, und habe ihm damit die ermüdeten Glieder erquickt.

Plato hielt es für zuträglich, daß die Anlegung öffentlicher warmer Bäder durch eigene Gesetze vorgeschrieben werde, und bey den Römern badete man wenigstens einmal im Tage. Bey gewissen Priesterinnen in Griechenland ward es zu der Härte und Strenge ihres Lebens gerechnet, daß ihnen der Gebrauch des Bades versagt war. Ihre hauptsächlichsten Bäder aber waren nicht kalte, sondern warme, wie denn auch das die ganze Einrichtung ihrer Bäder beweiset, deren man so manchen ungeheuren stolzen und schönen Ueberrest in Rom und Pompeji siehet. Ueberhaupt kamen erst die kalten Bäder, durch die berühmte Kur des Antonius Musa am Kaiser August, bey den Römern in Gebrauch. Von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, wissen wir aus dem Munde des Tacitus, daß sie sich badeten, und zwar mehr warm als kalt, weil bey ihnen, sagt er, der Winter die meiste Zeit einnimmt. Man hat gegen den Gebrauch der warmen Bäder den Einwurf gemacht, daß sie schwächten. Allein wäre dieser Vorwurf gegründet, so hätten die Alten die entkräftende Würkung der warmen Bäder genug bemerken müssen. Aber daß man dem bloßen mit Maaße gebrauchten Bade eine solche Wirkung zugeschrieben habe, davon findet man keine Spuren. Eine Stelle des Hippokrates, in welcher er sagt: Das warme Bad, wenn man es häufig gebraucht, bringt Weichlichkeit der fleischichten Theile, Kraftlosigkeit der Sehnen, Trägheit des Geistes, Blutfluß, Ohnmachten, und durch dieses alles den Tod, beweist nichts, denn es ist leicht einzusehen, daß er hier nicht von dem vernünftigen Gebrauche des lauwarmen

Bades rede, sondern von dem heißen, und allenfalls von einem übermäßigen Gebrauch des warmen Bades — und der Leibarzt des Kaisers Julian, Oribasius, sagt vom warmen Bade, es sey das Beste unter den Bädern und das sicherste, habe viele vortrefliche Wirkungen; Männer, Weiber, Kinder und Alte dürfen sich dessen bedienen. Wie weit die Alten entfernt waren die warmen Bäder so schlechterdings für schwächend zu halten, sieht man daraus, daß sie den Hercules, den Gott der Stärke, den warmen Bädern vorsetzten. Alle warmen Wasser, sagt Athenäus, die aus der Erde quellen und worin man badet, sind dem Hercules geweiht. Sie nannten auch warme Bäder nach ihm. Und daher werden wir doch jenen vernünftigen und konsequenten Völkern nicht so große Abgeschmacktheit aufbürden, daß sie sollten etwas unter die Heiligthümer des Gottes der Stärke gezählt haben, das sie für so jämmerlich schwächend hielten wie wir. Ohnstreitig muß also ihre Vorstellung, von der Wirkung warmer Bäder, von den unsrigen verschieden gewesen seyn; sie mußten dafürhalten, die warmen Bäder können beytragen, den Körper zu stärken. Und sie waren im Stande darüber zu urtheilen, wegen des häufigen Gebrauchs. Wenn die Alten die warmen Bäder, wegen der angenehmen Empfindung, die sie erwecken, zu den Wollüsten zählten, die weichlich machen, durch öftere Wiederholung; so war allemal vom Mißbrauche die Rede, und wenn Plutarch erzählt, die ältern Griechen haben geurtheilt, nichts werde einst den Römern so gewiß die Knechtschaft bringen, als die Weichlichkeit, als die Bäder und ähnliche

Dinge; so ist es wohl klar genug, daß man dabey nicht an den einfachen Gebrauch des warmen Bades dachte, sondern an Uebermaaß und die dabey gewöhnlichen Wollüste. Griechische Schriftsteller werfen ja den Römern vor, daß sie die Weiber nackend mit sich in die Bäder nähmen. Alles was man bey den römischen Satyrenschreibern gegen die Bäder findet, geht immer auf einen unbändigen Mißbrauch, auf Schlemmerey und Lasterhaftigkeit, die dadurch befördert, und auf Wollüste, die dabey getrieben wurden. Daß das warme Bad nicht schwächt, hat übrigens die Erfahrung eines Bruce ganz außer Zweifel gesetzt. Er sagt: „Wenn ich heiß war und fast bis zur Ohnmacht schwach von vieler Ausdünstung, so gieng ich in ein warmes Bad und fühlte mich augenblicklich wieder so gestärkt, als ich früh Morgens nach dem Aufstehen war.“ Gewißlich hat der berühmte Marcard Recht, wenn er sagt: „Wahr ist es, daß ich unzähligemale von badenden Personen gehört habe, sie fühlen sich immer am stärksten an dem Tage, wenn sie gebadet hätten; am meisten aber höre ichs von Frauenzimmern und schwachen Personen. — Wenn die warmen Bäder so erschlaffend und schwächend wären, wie man es angiebt; so müßten ja doch schwache Menschen nicht dadurch stärker werden. Aber was würde vollends aus schwachen Menschen werden, die in solche Bäder gerathen, welche man viele Stunden hintereinander fortbraucht. Man sollte ja denken, sie müßten darin ganz aufgelöset werden. Das werden sie nicht, sondern gesund und gestärkt fahren sie von da zurück. Viele schwache Menschen werden gesund in den

schweizerischen Bädern, in deren etlichen man außerordentlich lange im Bade bleibt.“ So weit Herr Marcard. Und Herr Weikard bestätiget dieses, indem er so schön als wahr folgendes schreibt: „Man hat uns so ungemein viel Schönes vom Gebrauche der kalten Bäder gesagt, obwohl unsere deutschen Vorfahren, auch die alten Römer und Griechen, allezeit warm gebadet haben, wie es auch noch die Asiaten thun, welche doch mehr Ursache hätten, kalt zu baden, als wir in andern kalten Ländern. Man stellt uns die Engländer als Beyspiel von Nutzen der kalten Bäder auf, und will alle unsre Kinder zu Engländern machen, bringt aber unglücklicherweise am Ende meistens gebrechliche Geschöpfe heraus. Ich kann überhaupt hier eine Erfahrung anbringen, die man in Gegenden machte, wo man das kalte Baden zur fast allgemeinen Mode bringen wollte, nämlich daß solche Leute meistens frühzeitig gestorben sind. Entweder brachte das öftere Baden endlich zu große eigentliche Schwäche, oder es disponirte die Körper zu einer allzustarken Einwirkung der darauf folgenden Hitze; oder man hört nicht auf, noch kalt zu baden, wenn schon wirklich der Körper in einem Zustande der Schwäche ist. Professor Bernoulli in Petersburg konnte schwimmen. Er war von schwächlichem Körper, gieng im Sommer in die Newa und schwamm, kam heraus, gieng das zweytemal ins Wasser, bekam konvulsivische Krämpfe und ersoff. Auch das Beyspiel der Engländer will gar nichts beweisen, als vielleicht das Gegentheil. Man muß die englische Nation in zweyerley Menschengattungen theilen. Eine davon, der geringste Theil, ahmt

französische Sitten nach, will Empfindsamkeit, Ton der Welt und Liebe zur Lectüre besitzen; der übrige große Haufen gehört blos unter die Klasse der Matrosen und Reitknechte, denn im Ganzen hat die englische Nation mehr Bauernhaftes, als irgend eine andere. Unter der ersten Klasse findet man nun ungemein viel Zehrungskrankheiten, Gliederkrankheiten, Fleurs blanches fast bey allen Damen, wenig Busen, und im Ganzen mehr Kränkliche, als bey andern Nationen. Die zweyte Klasse der adlichen und unadlichen Matrosen und Reitknechte hat die Gewohnheit, rasende Bewegungen von allerley Gattungen zu machen, sich mit starken Getränken und Speisen zu erhitzen. Beyde wollen sich nun der kalten Bäder bedienen, wodurch die erste Klasse ihre Schwäche und Unpäßlichkeit täglich vermehrt, die zweyte aber durch die Kälte des Bades der Wirkung übermäßiger Erhitzung, wodurch indirekte Schwäche würde veranlaßt werden, kräftig widersteht; oder wo Kälte in Verbindung mit Erhitzung noch die Mäßigung der Erregung erhält. Eben so findet man unter uns starke Menschen, welche ihr erhitztes Blut mit Nutzen im kalten Bade abkühlen können, da überhaupt man sich bey Kälte in Verbindung mit andern Reitzen wohl befindet.“ So weit Herr Weikard.

Es lassen sich mancherley Ursachen angeben, die in der Folge den Gebrauch des Badens verminderten. Bey denen alten Römern hatten die Ueberzüge der Barbaren gewiß ihren großen Antheil daran. Vorzüglich scheint, das tägliche Baden der Reinlichkeit halber, in Abnahme gekommen zu seyn, so wie der

Gebrauch des Leinwands zu Hemdern zunahm. Der gemeinschaftliche Gebrauch der Badstuben kann außerdem zur Verbreitung ansteckender Krankheiten dienen, und daher hat dieselbe schon Jaçob de Partibus zur Zeit der Pest mit Recht bedenklich gefunden. Wenigstens ist es mehr als als wahrscheinlich, daß die Verbreitung und Unterhaltung der Pest unter den Türken dadurch sehr befördert wird. Die Allgemeinheit der Lustseuche, die Furcht vor der Ansteckung, und die scheinbare Entstehung der venerischen Hautausschläge oder sogenannten französischen Pocken durch das warme Bad, haben das meiste zur Abnahme beygetragen. So wußte schon Schellig „daß die Ansteckung fein und leicht ergreifend sey. Nicht nur Luft und Hauch und Aufenthalt in derselben Wohnung, sondern auch Kleidungsstücke, die Behaftete an sich gehabt hatten, steckten an, und selbst für den Schwitz- und warmen Bädern warnt er. Sie möchten, wie er sagt, durch Unreine angesteckt seyn.“ Sehr berühmt ist auch die Geschichte einer gefährlichen ansteckenden Krankheit, die sich im Jahre 1577, während eines sehr strengen Winters, in Mähren ausbreitete, und die Jordan in einem eigenen Traktat beschrieb. Alle Menschen, die seit geraumer Zeit die Badstube des Baders Adam zu Brünn besucht hatten, wurden in der zweyten oder dritten Woche traurig, matt und mürrisch. Die geschröpften Stellen fiengen an zu brennen, bekamen kleine Geschwüre und Pusteln, die außerordentlich schmerzten. Es wuchs wildes Fleisch in die Höhe. Die ganze Haut wurde mit einer häßlichen Krätze bedeckt, und die Kranken empfanden so unsägliche Schmerzen, als ob sie mit

glühenden Zangen gezwickt würden. Auf dem Kopfe bekamen sie Breygeschwülste. Die Nächte brachten sie schlaflos zu, und eine große Anzahl verfiel in Wahnsinn. Mit großer Mühe kam man endlich zu der Ueberzeugung, daß diese Krankheit venerischen Ursprungs und durch den Schröpfschnepper mitgetheilt worden sey, und so ward sie auch behandelt. So was muß auch an mehr als einem Orte vorgegangen seyn. Sonst wäre Eins der besten Vorbauungs- und Genesmittel nicht so ganz in Vergessenheit gerathen.

Neue Krankheiten.

Es ist unwidersprechlich wahr, daß heut zu Tage viele Krankheiten, welche in ein und andern Gegenden gar nicht, oder doch selten beobachtet wurden, allgemeiner gewesen sind, seitdem die Menschen verschiedener Welttheile einen nähern Umgang miteinander pflegen, und sich durch die erweiterten Aussichten der Handlungswissenschaft täglich mehr vermischen. Die Industrie und zunehmende Gesselligkeit der Menschen, bahnen jetzt täglich mehrere Wege, die unsern Gegenden in ihrer Wildheit unbekannt waren. Man weiß, welche fast unglaubliche Veränderung hieraus in den Sitten, und in der Denkungsart der Völker erfolgt; aber sie ist kaum so stark als jene, welche die körperliche Beschaffenheit der Bewohner unsers Welttheils dadurch erlitten hat, und da bey jenem Wechsel, für manches Volk offenbarer Gewinn ist; so liegt hingegen in dieser die Stärke des grausamsten Verlustes. Unter diese Klasse gehören

Die Pockenseuche.

Den Griechen sowohl als den Römern, waren die Pocken gänzlich unbekannt. Der älteste Schriftsteller über dieselben ist Muhamed Ebn Secharjah Abu Beckr Arrasi, der unter dem Namen Rhazes bekannt ist. Aus seiner Abhandlung lernt der Geschichtforscher theils den Geist der damaligen Theorie, theils die herrschenden Methoden aus derselben kennen. Unterdessen ist Rhazes eben nicht der erste Schriftsteller über die Pocken. Er selbst citirt einen gewissen Aharun, der vor ihm über diese Krankheit geschrieben habe, und der zu Alexandrien in Aegypten gegen das Jahr 622, die Arzeneywissenschaft ausübte. Um diese Zeit fiengen also die Aerzte schon an, die Krankheit nicht mehr als eine neue zu behandeln, und sie mußte damals, sowohl in Aegypten als in Arabien, eine beträchtliche Zeit bekannt gewesen seyn. Es fragt sich, ob es keine anderweitige Spuren der ersten Erscheinung dieser Krankheit giebt? — Man findet dieselben in den arabischen Schriftstellern Massudi, Ebn Doreid, und El-Hanisy. Ziemlich einstimmig setzen diese den Zeitpunkt der ersten Erscheinung der Pocken in Arabien auf das Jahr, wo Muhamed gebohren wurde, also auf 558. Damals führte der Habessinische Statthalter der Landschaft Yemen, Abraha mit Namen, Krieg mit den Arabern, oder eigentlich mit den Koreischiten, weil diese den Handel von Mecca durch die Habessinier geschwächt sehen mußten, und weil die Koreischiten den Juden unter Pinehas gegem die christlichen Habessinier Beystand geleistet

hatten. Auch der griechische Kaiser Justinian trat auf die Seite der Habessinier und sein Statthalter in Arabien, Aretas führte ein Heer gegen die Koreischiten an. Es wäre nun um die Kaaba geschehen, wenn nicht plötzlich von der See her eine Menge scheuslicher Vögel, mit Löwenfüßen und wunderbaren Steinen in den Klauen geflogen gekommen wären, die diese Steine auf das Heer der Habessinier fallen ließen und sie dadurch alle zu Grunde richteten. Diese Vögel hießen Ababil, und der Feldzug ist in der Geschichte unter dem Namen des Elephantenkrieges bekannt. El-Hanisy setzt hinzu, dieser Mythos enthalte die erste Spur der Pocken. — Wenn man bedenkt, daß die arabischen Geschichtschreiber sehr oft die Begebenheiten in Bildern einzukleiden suchten, weil sie das Wunderbare und Abentheuerliche liebten; so sieht man sich genöthigt, auch in diesem Mythos die Aehnlichkeit mit der Krankheit aufzusuchen. Und diese findet sich wirklich. Schon die Beschreibung der Vögel und ihrer Löwenköpfe führt uns auf die Geschwulst des Kopfes in Pocken: Die erbsengroßen Steine, auf deren jedem der Name des Todeskandidaten geschrieben war, und die eine thonähnliche Weichheit hatten, auf die Beschaffenheit der Blattern selbst; und der Name der Vögel, der mit dem Persischen der Blatterkrankheit einerley ist, läßt keinen Zweifel übrig, daß jene Geschichtschreiber wirklich die Pocken mit ihrem Mythos haben andeuten wollen. Da nun Constantinopel den ganzen ostindischen Handel durch Aegypten mit Arabien trieb, so wurden auf diesem Wege die Pocken nach Griechenland gebracht, und nachdem das Heer des

Kaisers Justinian das Reich der Gothen gestürzt hatte, wurde von den Griechen oder von den Longobarden diese Seuche zuerst nach Ligurien und hierauf in Burgundien gebracht. Entsetzensvoll bey so unerhörtem Unfall floh alles Volk aus den Dörfern, aus den Städten; die Todten lagen unbegraben, das Vieh blieb ohne Hirten; durch diese furchtsame Entfernung blieb die Plage eine lange Zeit ungewöhnlich. Die Burgundionen wußten keine Mittel, als die Einschärfung der Feyer sowohl am Sonntage als in sechs Osterfeyertagen; denn der Sonntag ist mühseligen Sterblichen immer erfreulich gewesen. So kündigte sich in Europa zum erstenmal eine Krankheit an, welche in der Folgezeit immer fortgewüthet, und nach den Süsmilchischen Tabellen, allerdings den zwölften Theil aller Sterbenden in einem Lande ausgemacht hat; wobey freylich diejenigen noch nicht einbegriffen sind, welche einige Zeit nach den Blattern, an den Folgen dieser Krankheit, an Auszehrungen, Lungensuchten und dergleichen dahinsterben. — Welch eine erstaunliche Ursache unserer vermehrten Sterblichkeit und lebenslänglichen Gebrechlichkeiten! — Und kann ein traurigeres Erbtheil ersonnen werden, als ein Uebel wie dieses, welches von einer Provinz der andern, in genauem Verhältniß ihres nähern Umgangs, von Hand zu Hand übergeben wurde? Die Blattereinimpfung hat dieser Krankheit nicht gesteuert, sondern dieselbe vielmehr vermehrt; deswegen hat die Polizey mit Recht die Einimpfung außer der Epidemie in einigen Städten verboten. Es ist in aller Rücksicht unmoralisch, um ein Paar kleine Lieblinge zu retten, die Kinder einer

ganzen Stadt einer so gefährlichen Krankheit auszusetzen. Es streitet, wie Herr Hufeland sehr schön sagt, gegen den ersten Grundsatz der Moral: Was du nicht willst, das Andere dir thun sollen, das thue auch Andern nicht. Ein jeder moralisch guter Mensch wird den Vortheil der Gesellschaft seinem eigenen Privatvortheile vorziehen, und er wird unter keinem Vorwande etwas unternehmen, was der Gesellschaft schädlich seyn könnte, und Herr Hebenstreit sagt daher mit vollem Recht: „Es ist die Pflicht einer weisen Obrigkeit, die Inokulation zwar keineswegs allgemein zu verbieten, aber auch nicht unbedingt zu empfehlen, noch weniger sie zu allen Zeiten und unumschränkt zu erlauben. Nur dann, wann ohnehin eine Blatterepidemie an einem Orte herrscht, kann die Inokulation einem jeden gestattet werden; außer dergleichen Epidemien aber sollte man niemand erlauben, sich, oder den Seinigen, an seinem Wohnorte selbst, und mitten unter andern Menschen, die Blattern einimpfen zu lassen.“ Ueberhaupt ist sehr vieles über die Vorzüge der Einimpfung, vielleicht aber noch mehr zum Nachtheile derselben geschrieben worden, und beyde Partheyen haben, wie es in heftigen Streitigkeiten zu gehen pflegt, die Sache übertrieben. Wenn man die beyderseitigen Gründe kalt prüft, so ergiebt sich das Resultat, daß die Einimpfung weder so große Vorzüge habe, als ihr von enthusiastischen Vertheidigern beygemessen werden, noch so große Nachtheile, als eingenommene Gegner ihr zuschreiben, und der praktische Arzt hat sich die wichtige Regel zu merken: daß er sich mit Empfehlung der Einimpfung nicht

über-

übereilen — daß er niemand dieselbe dringend, oder wohl gar als Gewissenssache empfehlen, am allerwenigsten aber zudringlich werden darf. Die Einimpfung ist eine Handlung, deren Erfolg ungewiß ist, die vielleicht dem Kinde sehr wohlthätig, vielleicht aber auch tödtlich werden kann. Es ist daher Pflicht eines vorsichtigen und klugen Arztes, es den Aeltern ganz zu überlassen, ob sie ihre Kinder einimpfen lassen wollen oder nicht. Wird er gerufen, so macht er die Operation, und besorgt das eingeimpfte Kind mit heiterer Seele, unbekümmert um den Ausgang, weil er sich bewußt ist, daß man ihm nicht verworfen kann, sich aufgedrungen zu haben. Handelt der Arzt nicht so, so handelt er unrecht, und bereitet sich selbst Vorwürfe und unangenehme Stunden. Die Errichtung allgemeiner Blatternhäuser nach Haupts und andrer neuer Aufklärer ihren Vorschlägen ist impракticabel; denn der zärtlichen Mutter, ihre Blatternkinder, die sie mit ängstlicher Sorgfalt pflegt, gewaltsam von der Seite zu reißen, sie in das Blatternhaus zu bringen, wo sie von fremden Personen gepflegt werden, darinnen liegt eine Inhumanität und Härte, von einer Vernunft geboten, die für uns arme Menschen viel zu groß ist. Ich möchte, sagt ein neuerer Schriftsteller über diesen Gegenstand, „den Anblick einer ihre kranken Kinder Tag und Nacht pflegenden Mutter wahrlich nicht gegen die schönen Phrasen unserer Menschenbeglücker vertauschen, die uns versichern, das alles wäre wider Vernunft und Pflicht, und weit ärger als bey Hottentoten und Tartarn. Und wozu am Ende jene unnatürliche Härte? Um die

Spekulationen einiger schwärmerischen Vernunftmenschen durchzusetzen, deren Zweck in so weit erhaltbar, und in der wirklichen Welt zweckmäßig ist, durch weit gelindere und weniger empörende Mittel erreicht werden kann.

Aussatz.

Man erlaube mir bey dieser Gelegenheit von einer Krankheit zu sprechen, welche zwar zum Trost der Menschheit, beynahe wieder gänzlich in Europa verschwunden, aber noch in allzufrischem Andenken ist, um nicht hier, wo von den Ursachen, welche eine Veränderung in der körperlichen Constitution der Menschen hervorgebracht haben, die Rede ist, berührt zu werden: ich meyne den Aussatz. Dieser ist eine der ältesten Krankheiten der Vorwelt. Sehr früh scheint er nicht nur nach den Sagen am Ufer des Nils seine Heimath gehabt zu haben; sondern laut den ältesten Urkunden der Geschichte im Mose war der hebräische Völkerstamm damit behaftet, als er im Jahr der Welt etwa 2450 aus Aegypten nach Arabien entwich. Von da aus pflanzte sich der Aussatz unter Pompejus dem Großen fort, bis in Italien und Spanien und sogar in Deutschland. Es war aber auch natürlich. Von der Grenze der Parthoperser an bis nach Gallien und Spanien wurden die römischen Legionen zu Zeiten bald hie bald dahin geschickt, wo man ihrer bedurfte; überall war Verkehr zwischen den westlichen und östlichen Provinzen des römischen Reichs. Von dieser Zeit an starb der Aussatz in dem Abendlande

nicht aus. Freylich war dasselbe von germanischen Völkern und besonders von Gothen, Longobarden und Franken unterjocht worden, und dadurch die Gemeinschaft desselben mit dem Morgenlande weit geringer wie vorher. Aber der Aussatzstoff scheint doch überall noch verbreitet gewesen zu seyn, und selbst durch die Vermischung mit den bezwungenen Römern sich zu den Siegern fortgepflanzt zu haben. Sie nahmen überdem fast alle die christliche Religion an und einige wallfahrten auch selbst zum heiligen Grabe. Immer also ist es in der Geschichte wichtig, daß Rotharis der König der Longobarden schon 630 nach Christi Geburt ein Gesetz gegen die Aussätzigen gegeben, und daß die Longobarden im 8ten Jahrhundert für ein Volk voll des scheußlichsten Aussatzes geachtet worden. Aber durch die Kreuzzüge nahm die Krankheit zuerst noch überhand, indem der morgenländische sich mit dem abendländischen Aussatz verwickelte. Die Vormäler des Aussatzes im Abendlande stimmten mit den ersten Zufällen desselben im Morgenlande ziemlich überein; aber den vollendeten Aussatz in seinen verschiedenen Abarten, hat kein orientalischer Schriftsteller vom ersten Ausbruch an so gut beobachtet, als die abendländischen Aerzte seit der Zeit der Kreuzzüge, und besonders war die Beobachtung im Abendlande um desto sicherer, weil man die Aussätzigen schwören ließ, daß sie die Wahrheit sagen wollten, wovon man bey den Arabern keine Spur findet. Sonsten sahe man die Krankheit, wie dies aus dem Geist des Zeitalters zu erklären ist, als eine unmittelbare Schickung Gottes, als ein Mittel an, welches zum Heil der

Seele führe, und wodurch man ein Liebling Gottes und der Heiligen werde. Dies brachte die Andächtler dann zu der Idee, daß man nicht besser sich in der Selbstverläugnung und Heiligung üben könne, als wenn man einen solchen Lazarus pflegte, wartete, seine jauchigen Geschwüre küßte und leckte. Daß sich selbst Könige nicht scheueten, dergestalt ihre Sünden wieder gut zu machen und die Gottheit zu versöhnen, lehrt das Beyspiel des heiligen Ludwigs in Frankreich auffallend genug. Alle Quatember besuchte er die Aussatzhäuser, leistete den Kranken die allerniedrigsten Dienste, steckte ihnen die Bissen in den Mund und küßte ihnen die von Jauche triefenden Hände und Füße. Pabst Leo IX. nahm, als er noch unter dem Namen Bruno Erzbischof von Toulon war, einmal einen Aussätzigen von der Straße in sein Haus, um ihn zu pflegen. Er ließ ihn in seinem Bette schlafen, und, da man des Morgens ins Schlafgemach kam, war der Aussätzige verschwunden. Was war natürlicher in jenen Zeiten, als der Glaube, Christus sey dem Erzbischoffe unter der Gestalt dieses Aussätzigen erschienen? Darf man sich unter diesen Umständen noch wundern, wenn der Aussatz sich auf diese Art allgemein ausbreitete und große Verheerungen anrichtete. Daher kam es auch, daß der Aussatz so gemein wurde, daß Frankreich allein im 13ten Jahrhundert 2000, und Europa überhaupt etwa 19000 Aussatzhäuser zählte. — Daß die Aussätzigen bisweilen so ungewöhnliche Reichthümer erlangten und in so großer Anzahl sich fanden, daß Philipp V. alle Aussätzigen in Frankreich rebellischer Absichten beschuldigte, sie verbrennen lassen und

ihre Güter an sich reißen wollte. Die Aussätzigen mußten abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft leben; nur zu gewissen Zeiten durften sie in die Städte kommen. Was sie kaufen wollten, durften sie nur mit dem Stock berühren. Kam jemand auf dem Felde ihnen nahe, so mußten sie ihm ausweichen, oder sich so stellen, daß der Wind nicht von ihnen zu dem Gesunden hinüberstrich. Auch waren sie verbunden, mit einer Klapper ein beständiges Geräusch zu machen, und zwey künstliche Hände von weißer Wolle zu tragen, damit man sie von ferne erkennen könne. Wo keine Aussatzhäuser waren, da wurden den Kranken einzelne Hütten auf dem Felde gebauet, und feyerlich schloß man die Aussätzigen von der Gemeinschaft mit Menschen aus, indem man sie in die Kirche führte, die Todtenmesse las, sie mit Weihwasser besprengte, kurz alle Gebräuche befolgte, die bey Leichenbegängnissen üblich waren. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, da sich die Lustseuche einstellte, fieng der Aussatz an zu verschwinden; doch muß dies nicht so verstanden werden, als wenn mit Erscheinung der Lustseuche der Aussatz ganz verschwunden wäre. Fast alle ersten Schriftsteller von der dermaligen Lustseuche, reden von dem Aussatze, als einem annoch dauernden Uebel. Der große Vesalius sah im Lazarushause zu Paris und in Oberdeutschland auf dem Lande, auch an manchen Orten noch Leute genug, welche Elephantiaci waren. Baillou sah einen venerischen Priester, der ein Knollbein bekam. Diese Aussatzart sah man im 16ten Jahrhundert noch oft, und nannte sie in der Volkssprache, die auch Paracelsus redet,

Oelschenkel. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts befahl König Franz I. von Frankreich, daß man die Stiftungsbriefe der Aussatzhäuser einreichen, die Anzahl der Aussätzigen in jedem melden, und daß alsdann die wirklichen Aussätzigen versorgt, sonst aber die Einkünfte dem Kardinal Meudon, Großallmoseneinnehmer von Frankreich, zur Verwendung überlassen werden sollten. Erst 1626 trug Ludwig XIII. den Aerzten David und Juste Laigneau auf, alle Aussatzhäuser zu untersuchen. Diese Untersuchung lehrte den wahren von dem erkünstelten Aussatz unterscheiden, und bald verschwand der Aussatz völlig. Endlich schlug Ludwig XIV. die Güter der Aussätzigen zu den Gütern des Lazarus- und Carmeliterordens, und verwandte sie auch zum Theil für die Armen, und so verschwand der Aussatz im Ganzen nach und nach aus Europa. Da es in den Zeitpunkt der Erscheinung der Lustseuche oder Syphylis fiel, daß der Aussatz zu verschwinden anfieng, so kann man es begreifen, was von Aussatz und Lustseuche sonst unbegreiflich scheint, wie es zugehen könne, daß so manche Aerzte in der Lustseuche den Aussatz nur in einer andern Gestalt zu erblicken glaubten. Allein es waren etwa nicht die hellsehendsten, und weitersehende Aerzte widersetzten sich dieser unstatthaften Vergleichung. Man sah etwas, aber nicht alles; man hob einige gemeinschaftliche Zufälle aus; aber man nahm den ganzen Zug der Uebel nicht ins Auge. Der große Hause sah hier richtiger als der Gelehrte. Die Syphylis gab dem ganzen Antlitze einen so häßlichen Anblick, daß mit denen damit

Behafteten zu leben und zu wohnen selbst die Aussätzigen sich weigerten. Unterdessen obgleich der Aussatz abgenommen, so kann doch hier behauptet werden, daß ein so allgemeines Uebel, das so lange in den Eingeweiden unserer Väter gewüthet hat, der Vollkommenheit ihrer Nachkömmlinge auf eine Zeitlang unmöglich günstig gewesen seyn konnte, da der Aussatz nicht nur die festen und flüssigen Theile von jenen, sondern ganz besonders ihren Saamen anzugreifen pflegte, so daß, ohne auf die schlimmen Folgen einer so kränklichen Zeugung auf künftige Geschlechter zurücksehen zu können, ein Aussätziger von jeher der verliebteste Kranke war, und den Beyschlaf auf alle mögliche Art, noch kurz vor seinem Tode, bis zur Naserey liebte. Eine Erscheinung, die denen Forschern des Alterthums Winke zur weitern Aufklärung theils der häufigen unzüchtigen Abbildungen, theils auch selbst der ägyptischen Hieroglyphen giebt; deswegen auch schon Galen die Aehnlichkeit der Aussätzigen mit den Satyren in der unaufhörlichen Starrung der Ruthe setzt, die man Satyriasmus oder Priapismus zu nennen pflegt. Zu Bagdad unterhält die Obrigkeit eine eigene Gegend zur Unterbringung der Aussätzigen. Niebuhr ward versichert, daß diese Unglücklichen noch da der Liebe fortopferten, und erzählt eine Geschichte, die gewiß den stärksten Beweis von dem Reitze dieses Giftes geben kann. Vor nur wenigen Jahren unternahm ein solcher Aussätziger, sich den Genuß eines Weibes zu verschaffen, die er inbrünstig liebte. Er trug einige Tage hindurch ein Hemd von sehr feiner Leinwand und ließ hierauf solches unter der Hand

seiner Geliebten um einen sehr geringen Preiß verkaufen. Sobald er nun durch seine Kundschafter erfuhr, daß diese Person vom Aussatze befallen war, zeigte er solche an und erhielt ihre Einsperrung. Der Aussatz, welcher sich noch in unsern Tagen in der Provence zu le Mortigues unterhält, ist von der Natur, daß er von den Aeltern auf die Kinder und Kindskinder gebracht wird, und sich erst im vierten Gliede so zu verlieren scheint, daß auch noch in diesen ein stinkender Athem, angefressene Zähne, geschwollenes Zahnfleisch, und ein schwarzgelbes Ansehen zurückbleiben. Wie sehr ist daher zu vermuthen, daß eine vormals in Europa so heftig eingerissene und in allen Ländern so gemeine Krankheit, als der Aussatz, die gute Beschaffenheit und Natur ganzer Familien zerrüttet, und dadurch der körperlichen Constitution des menschlichen Geschlechts einen Stos gegeben, der vielleicht noch zu unterscheiden seyn würde, wenn nicht noch viele andere Ursachen durch ihre Ineinanderwirkung diese Entwickelung verhinderte.

Der Scharbock.

Diese Krankheit war denen Alten nicht bekannt. Man hat freylich einige Stellen griechischer Schriftsteller dahin deuten wollen: indessen halten alle diese Beweise des Alterthums der Krankheit keine strenge Prüfung aus. — Und wie hätten auch die Alten eine Krankheit kennen sollen, die entweder nur die Folge langwieriger Seereisen und des Mangels an frischen Lebensmitteln ist, oder allein in nördlichen

Klimaten bemerkt wird? Mit dem Norden standen Griechen, Römer und Araber weit weniger in Verbindung, und große Seereisen waren vor der Erfindung des Kompasses an sich unmöglich. — Vielleicht finden wir die erste Spur des Scorbuts bey den Fahrten der Normänner nach Winland, oder dem östlichen Grönland. Wenigstens scheint der Tod des Thorstein, eines Sohns Eriks Raude und seiner Gesellschaft eine ähnliche Ursache gehabt zu haben.

Thorstein gieng im Jahr 1002 mit 25 Normännern nach Winland; ein Sturm verschlug sie an die Westküste; dort mußten sie überwintern, und starben an den Folgen einer in jenen Gegenden einheimischen Krankheit. Sehr deutlich ist die Nachricht vom Scorbut in der Geschichte des Kreuzzuges des heiligen Ludwigs. Die Krankheit sagt Joinville kam von Morgen her. Sie griff die Schenkel an, die ausgedorret und mit schwarzen, kahlen Flecken bedeckt wurden. Das Zahnfleisch faulte weg, und man mußte es abschneiden, damit die Kranken nur etwas kauen konnten. Kam ein Blutfluß aus der Nase hinzu, so war der Kranke gewiß verlohren. In dem 15ten Jahrhundert, da der Trieb zu Reisen erwachte, und sehr große und weite Entdeckungs- und Handelsreisen unternommen wurden, wurde diese Krankheit sehr weit ausgebreitet. Keine Nachricht davon ist auffallender, als die Beschreibung der Krankheit, die Vasco de Gama's Mannschaft ergriff, da sie auf der Hinreise nach Calicut 1498 an der östlichen Küste von Afrika

zwischen Mozambique und Sofala sich aufhielten, um ihre Schiffe auszubessern. Der Admiral hatte alle Hoffnung, nun bald das reiche Indien zu entdecken, als seine Mannschaft im Januar dieses Jahrs, bey einem gänzlichen Mangel an frischen Lebensmitteln, da sie sich blos von geräuchertem gesalzenem Fleisch und verdorbenem Schiffszwieback nähren mußte, von dieser ganz neuen Krankheit befallen wurde. Es entstanden rothlaufähnliche Flecken über den ganzen Körper, und sowohl das Zahnfleisch als die Schenkel schwollen an und faulten. Sie litten unsägliche Schmerzen und außerordentliche Angst; fünf und fünfzig von Vasco's Gefährten wurden durch dieses Uebel aufgerieben. Auch scheint die scorbutische Anlage den rothen Aussatz, der von den glatzigten Maalplätzen ganz unterschieden ist, gebildet zu haben. Nicht weniger scheint die asturische Rose daraus entstanden zu seyn. Dieses Uebel ist am häufigsten in der Gegend von Oviedo, wo die Leute zwischen Bergen und tiefen Thälern wohnen, in welchen ganze Dörfer den größten Theil des Tages das Sonnenlicht nicht erblicken. Der Himmel ist stets mit Nebel bedeckt, Regen und Bäche sind häufig, und daher alles so feucht, daß man vor Schimmel nichts bewahren kann, und dabey ist das magere Erdreich auf ein Paar Fuß tief schon ein Fels. So sind dann auch die Nahrungsmittel wässerig, wild von Geschmack und kraftlos. Die Pflanzen sind weder gewürzhaft noch riechbar, und geben nur wenig Pflanzenalkali. Die Krankheit äußert sich meistens gegen die Taggleiche des Frühlings, seltener zu andern Jahrszeiten, zeigt sich eine

Röthe mit einiger Rauhigkeit, die nachmals sich in rauhe, trockne, schwärzliche, mit Rissen unterbrochene Krusten verwandelt, die schmerzhaft und sehr stinkend sind, und Kopf und Gliedmaßen, auch den Unterleib einnehmen. Vornämlich aber nimmt das Uebel den mittlern Theil der Hände und Füße, und zwar den Rücken derselben, nie die Flache Hand oder Fußsohle ein; und dieser Stelle wegen nennt man sie die Rose. Auch die mayländische Rose, oder in der Volkssprache Palarga ist dieser asturischen Krankheit sehr ähnlich. Da das Mayländische sehr reich ist an stehenden und fließenden Gewässern, auch der Reisbau große und langstehende Wässerungen erheischt, so konnten sich leicht bey dem feuchten Lande in der Sumpfluft Veranlassungen zum Scorbut finden, sich mit unreinem Stoff kompliciren, und eine Ausgeburt solcherley Art zuwegebringen. Auch die Spedalsed gehört hieher. Diese Krankheit, welche eine Krätze von aussätzig-scorbutischer Art ist, grassirt in Norwegen an der Seeküste, wo Fischerey getrieben wird, tiefer im Lande weiß man nichts davon. Diese Krankheit ist ansteckend, hauptsächlich da die Kranken solche so lange als möglich zu verbergen suchen, weil sie ihre Güter verlassen müssen, und in aller Menschen Augen gleichsam ein Scheusal sind. Auch hat sich die Lustseuche mit dieser Krankheit vermischt. Denn seit 1763, da die Matrosen und Soldaten aus Holstein wieder zurückkamen, breitete sich auf dem Lande dieses Uebel sehr aus und ergriff ganze Familien, so daß sich Herr D. Buchner in einem Schreiben an den würdigen Hensler auf folgende

Art ausdrückt: „Eine traurige Aussicht in die Zukunft und für die folgenden Generationen! Denn bald wird der starke und nervigte Normann nur noch den Schatten seiner Kräfte übrig behalten.“ Auf eine solche Art tödtet heutiges Tages nicht nur Scorbut weit mehrere Menschen und schwächt ihre Generationen als vor Alters, aus der ganz natürlichen Ursache, weil die Menge der auf und an dem Meere, ihren Unterhalt suchenden Menschen, und die Kunst einander im hohen Meere zu tödten, sehr zugenommen — sondern indem er sich mit andern Uebeln komplizirt hat, hat er außerdem noch mehrere Menschenracen inficirt, und Anlage zur Schwäche des Menschengeschlechts weit und breit verbreitet.

Die Lustseuche.

Es sind manche Seuchen für das Menschengeschlecht um vieles verwüstender und mördlicher gewesen, als die Lustseuche, die zu Ende des 15ten Jahrhunderts ausbrach; aber keine von jeher und ohne Ausnahme, keine bösartige Seuche, keine Pest, kein schwarzer Tod hat einen so fürchterlichen Eindruck gemacht; keine ein solches Grausen in den Gemüthern der Nachwelt hinterlassen. Sie breitete sich über das gesammte Europa aus; befieng den sechsten Theil der lebenden Menschen, und plagte besonders die hohe und niedrige Geistlichkeit sehr hart. Alle Kunst verließ die Aerzte; sie staunten das Uebel an, das über ihr Jahrhundert gekommen war — suchten die Ursache am Himmel, und ihre Verlegenheit und Angst war eben so groß als das Elend und der

Jammer des Kranken. Diese Krankheit äußerte sich mit schrecklichen Zufällen. Gleich nach der Ansteckung entstanden unter oder über der Vorhaut, oder an der Eichel, kleine starkjuckende Bläschen, welche bald aufbrachen und in Chankers übergiengen, oftmals schwoll die Eichel dabey so auf, daß man sie mit beyden Händen kaum umspannen konnte. Wenige Tage nachher erschien im Gesicht, am Kopfe und am Halse eine Menge Pusteln, welche klein, hart, roth, erhaben und juckend waren. Einige von diesen brachen auf, und verwandelten sich in bösartige, übelriechende Geschwüre, welche den Kranken allen, die mit ihm umgiengen, eckelhaft und unerträglich machten. Dazu gesellten sich heftige nächtliche Knochenschmerzen, die allen Schlaf und Ruhe raubten. Diese Knochenschmerzen wütheten hauptsächlich des Nachts, und waren von der Empfindung begleitet, als wenn die Beine ausgedehnt und gebrochen würden, wobey man verhindert war, die Theile nach Willkühr zu bewegen. Hierzu kamen Knochengeschwülste und Knochenauswüchse aller Art, entweder an der Stirne und dem Scheitel, wo sie sich oft bis zur Größe eines Eyes erhoben, oder an den Füßen und Beinen, die wegen den heftigen Schmerzen, die damit verbunden waren, entweder ganz unbrauchbar wurden, so daß der Kranke nicht gehen konnte, oder ihn doch nöthigten zu hinken. Venerische Geschwüre befielen die Nase, den Hals und den Gaumen, sie fraßen sehr schnell um sich, und bey einigen drangen sie auf die Knochen; andern wurden die Zeugungstheile, die Nase, die Augen oder das Zäpfchen weggefressen — andere verlohren sogar Hände und Füße — und durch den

Mangel an Appetit und Schlaf, der mit der Krankheit verbunden war, wurde der Körper des Kranken schwach und mager, und es gesellte sich ein schleichendes Fieber dazu, das in kürzerer oder längerer Zeit ihn gänzlich aufrieb. Da durch die herrschenden Sitten, Gewohnheiten und Lebensart des 14ten und 15ten Jahrhunderts, der menschliche Körper zu Hautkrankheiten weit geneigter war, als heut zu Tage; so geschahe es, daß die Lustseuche, den herrschenden Karakter annahm und ihre vorzüglichsten Wirkungen auf der Haut zeigte. Aber sie behielt nicht lange diese Gestalt; schon Almenar sagt: „Daß der Einfluß der Gestirne aufgehört habe,“ und die damaligen Schriftsteller beschreiben den Ausschlag nicht mehr so häßlich und fürchterlich, auch thun sie von pestartiger Ansteckung keine Erwähnung mehr. Im Jahr 1526 waren, wie Fracastorius bemerkt, wenige Pusteln und mehr Knochenauswüchse, hier und da zeigten sich um diese Zeit weit mehr Leistenbeulen als in der Vorzeit, und der Tripper fieng an ein allgemeines Symptom der Krankheit zu werden. Gegen das Jahr 1536 erschien ein neuer Zufall der Lustseuche, der bis dahin sich nicht gezeigt hatte, und seitdem sich größtentheils wieder verlohren hat, nämlich das Ausfallen der Haare, des Barts, der Augenbraunen, Augenwimpern, der Nägel und Zähne. Diese Zufälle kommen in neuern Zeiten, wahrscheinlich wegen der verbesserten Kurart, selten oder gar nicht mehr vor. In der Folgezeit da der Tripper eine allgemeine Krankheit wurde, so zeigten sich auch allgemein die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Folgen desselben.

Hodengeschwulst, Unterdrückung des Urins, Nachtripper, Verengerungen der Harnröhre, Geschwulst der Vorsteherdrüse u. s. w. Ueberhaupt aber hat sich seit 1550 bis auf unsre Zeiten die Krankheit in ihrem Gange wenig oder gar nicht verändert — jetzt ist sie freylich sanfter, aber nach Art aller Schleicher desto gefährlicher. Nach den zuverläßigsten Erfahrungen der Aerzte, sind in volkreichen Städten drey Theile angesteckt, mit dem einen oder andern Liebesmerkmale gebrandmarkt, und die Siechen büßen auf mancherley Art. Die heutigen Aerzte wissen zwar durch ihr Verfahren den übeln Folgen dieses Gifts zuvorzukommen; allein auf der andern Seite ist doch nicht zu läugnen, daß einzelne Personen sich gegen alle Kunst empören, und ihrem Uebel elendiglich unterliegen. Es giebt hier, wie in allen Krankheiten, ein gewisses Ziel, wo die völlige Heilung möglich ist. Sobald dasselbe überschritten ist, hilft keine Kunst mehr. Außerdem äußert die Lustseuche ihren Einfluß auf Krankheiten von mancherley Art, kommt auch öfters unter der Maske einer ganz verschiedenen Krankheit zum Vorschein. Der berüchtigte Höchener vulgo Paracelsus genannt, hat das große Verdienst, diesen Einfluß zuerst gezeigt zu haben. Er sagt: „Das Gift der Franzosen, wie es an ihm selbst ist, hat an ihm die Art und Eigenschaft zu verändern alle Krankheiten, und aus derselben ein ander Wesen zu machen, als dann eingefallen ist, so lange die Franzosen grassirt haben. Es ist bewiesen daß sie alle und jede Krankheiten ungeschlacht machen. Darum gebühret den Aerzten wohl, daß sie der Franzosen Anfang und Ausgang fleißig betrachten sollen.

Und Sanchez, ein neuerer und in der That großer Arzt, behauptet, „dieses verlarvte und zugleich verbreitete Gift, sey eine Hauptquelle der heutiges Tages so häufigen hypochondrischen und hysterischen Zufälle, der ebenfalls so gemein werdenden scrophulösen, rachitischen, rhevmatischen, podagrischen Uebel, der Schwindsuchten, so mannichfaltiger Obstruktionen u. s. w. — zumal auch unzähliger Krankheiten des andern Geschlechts, und Störungen ihrer Sexualfunktionen; überhaupt auch des frühzeitigen Alterns, und der allgemeinen Kraftlosigkeit unsrer jetzigen Generationen.“ Gewiß ist es, daß diese Seuche einen allgemeinen Rang behauptet, und die körperliche Constitution des Menschengeschlechts auf eine unwiderbringliche Art zerrüttet. — Gewiß ist es, daß durch dergleichen zur Ehe schreitender, oder in dem Ehestande lebender Wüstlinge, diese abscheuliche Krankheit auf eine unschuldige Gattin, und auf die noch unschuldige Frucht fortgepflanzet wird — daß der Säugling durch das Stillen angesteckt werden kann, und daß oft ganze Generationen dadurch unglücklich gemacht werden.

Ein neuerer Schriftsteller, Herr Girtanner, läugnet dieses zwar alles, und behauptet, „es gebe gar keine verlarvte venerische Krankheit. Die Lustseuche habe, wie alle andere Krankheiten, ihren bestimmten Verlauf und ihre pathognomische Symptome, an welchen ein geübter Arzt sie allemal erkennt. Unter einer großen Menge von venerischen Kranken, die er in verschiedenen Ländern gesehen, war nicht ein einziger, bey dem die Krankheit zweifelhaft oder verlarvt gewesen wäre. — Alle

Krank-

Krankheitsgeschichten, die man zum Beweise anführe, seyen verdächtig — indem alles auf die Aussage der Kranken ankomme, und ein verheyratheter Mann, von 40 bis 50 Jahren, um seiner Ehre willen, die Unbesonnenheiten, die ihm in einem solchen Alter zur Schande gereichen würden, lieber in die leichtsinnigen Jugendjahre zurück schiebt. — Eben so wenig beweise die Kur der sogenannten verlarvten venerischen Krankheiten durch Quecksilber etwas. Das Quecksilber ist ein sehr wirksames Arzneymittel, das außer der venerischen noch eine Menge anderer Krankheiten heilt. Die Kur einer Krankheit durch Quecksilber kann also keineswegs beweisen, daß sie von einer venerischen Ursache entstanden seye. — Auch könne man als ausgemacht annehmen, daß die venerische Krankheit niemals von dem Vater dem Kinde mitgetheilt werde, sondern daß die Ansteckung allemal durch die Mutter, und auch durch diese nicht in Mutterleibe, sondern während der Geburt geschehe, indem das Kind durch die Mutterscheide durchgehe." So weit Herr Girtanner. Allein Herr Girtanner urtheilt hier viel zu leicht und flüchtig ab, als daß wir seiner Meynung beypflichten könnten. Wir haben noch keine eigentliche Definition, wodurch wir im Stande wären, die Lustseuche von andern Krankheiten klar und deutlich zu unterscheiden. Tripper, Chanker, Hautausschläge, Leistenbeulen können auch von andern Ursachen entstehen, und sind also keine pathognomische Kennzeichen der Lustseuche, und eben so umgekehrt kann sich das Miasma leicht unter ein ander Gewand verstecken, und irgend einen einzelnen Zufall, irgend eine einzelne Beschwerde

erregen, die ohne Zeichen eines bösartigen Charakters, und ohne merkliche oder schnelle Verschlimmerung, und bey einer übrigens dem Anschein nach guten Gesundheit und Leibesbeschaffenheit, an der übrigens gar keine Zeichen einer venerischen Ansteckung erscheinen, lange dauert, und wirklich venerisch ist. Und wenn mit dem Saamen das Lebensprincipium zum Kinde übergeht, sollten nicht auch Krankheiten, und besonders venerische mit demselben übergetragen werden können? Die Haut eines neugebohrnen Kindes ist mit seiner eigenen Schmiere so überzogen, daß man Mühe hat, sie durch wiederholtes Waschen zu reinigen, es ist demnach nicht wohl möglich, daß ein Kind bey seinem Durchgange durch die Mutterscheide so leicht angesteckt werden könne. Und gesetzt es würde auch kein wirkliches Miasma übertragen, so ist es doch gewiß, daß Aeltern die durch die Lustseuche geschwächt worden sind, nie keine dauerhafte starke Kinder zeugen werden, und Herr Hufeland hat vollkommen Recht, wenn er bey Gelegenheit der Skrofeln sagt: „Auch davon bin ich durch Erfahrung überzeugt worden, daß nichts so leicht, schon bey der Entstehung, den Kindern die Skrofelanlage mittheilen kann, als ein geschwächter Zustand der Aeltern, besonders ihrer Zeugungskraft. — Also am häufigsten die Folgen der Onanie oder venerischer Debauchen. Alle die, welche erst nach Verschwendung ihrer besten Kräfte, und nachdem sie die erste Hälfte ihres Lebens allen Arten der Ausschweifung gewidmet hatten, an den lieben Ehestand dachten, hatten nach meiner Beobachtung meistens eine skrofulöse Nachkommenschaft zum Lohn. — Hieraus folgt, daß die allerdings Recht

haben, welche venerische Debauchen und venerische Krankheiten der Aeltern als entfernte Ursachen der Skrofeln bey den Kindern ansehen. Nur muß man nicht eben das miasma venereum, sondern die Debauche selbst, und die damit so wie mit der Krankheit verbundene Schwächung der Zeugungskraft als Ursache betrachten, und fast scheint mir die Onanie hierzu noch mehr beyzutragen. Man muß wirklich nicht sehen wollen, wenn man diesen Zusammenhang nicht in der täglichen Erfahrung wahrnimmt." So weit Herr Hufeland.

So war und ist der Gang der Lustseuche, und schrecklich wüthete sie in ihrem ersten Entstehen, bis die Heilkunst ein Mittel fand das schreckliche Uebel zu bändigen. Und dieses Mittel war das Quecksilber. Schon sehr frühe, 1497, hatte man dasselbe äußerlich gegen die Lustseuche gebraucht, weil man wegen der Aehnlichkeit mit gewissen Hautausschlägen glaubte, daß auch gegen dieses Uebel das Quecksilber dienlich seyn könnte. Aber nur gemeine Wundärzte und Quacksalber wagten es; denn wenn es die Aerzte erfuhren, so verfielen jene in Strafe. Selbst Fernel behauptet noch, daß die Anwendung des Quecksilbers eine Erfindung der Pfuscher und ein sehr trügliches Mittel sey. Rechtschaffene Aerzte sollten sich dieses enthalten, da es das Uebel nur verlarven, nicht ausrotten könne. Gewiß ist es, daß im Anfange in den Händen der Empiriker viele tausend ein Schlachtopfer ihrer Unwissenheit und Tollkühnheit wurden, besonders vermöge der ersten und ältesten Methode, die Lustseuche durch Quecksilber

zu heilen, nämlich vermittelst der Ausleerungs-Kur. Der Ritter Hutten, welcher selbst neunmal diese Kur ausgestanden, beschreibt dieselbe sehr umständlich. „Die Kranken, sagt er, werden in eine außerordentlich heiße Badstube, zwanzig, dreysig und mehr Tage eingeschlossen. In dieser Stube werden sie, täglich ein- bis zweymal, mit Quecksilbersalbe, vom Kopf bis zu den Füßen, über den ganzen Körper eingeschmiert. Nach dem Einschmieren muß sich der Kranke auf sein in der Badstube bereitetes Bette legen, und wird mit Federbetten zugedeckt, damit er schwitze. Man fühlt während der Kur eine unbeschreibliche Mattigkeit, der Mund lauft beständig voll Speichel; die Zähne fallen aus; der Schlund, der Gaumen, die Zunge und die innere Seite der Backen werden voll fressender Geschwüre; der häßliche stinkende Speichel fließt immerfort aus dem Munde, und frißt alle Theile an, welche es im Ausfließen berührt. Um das Haus herum war der Gestank so abscheulich, daß man sich gar nicht nähern durfte. Einige wurden schwindlicht; andere verlohren den Verstand; einige bekamen ein Zittern über den ganzen Körper; andere starben in der Kur. — Alle Kranke, ohne Unterschied des Alters oder Temperaments, wurden gleich behandelt, und die Unwissenheit der Wundärzte, welche die Aufsicht über die salivirenden Kranken hatten, war so groß, daß sie sich gar nicht zu helfen wußten, wenn irgend ein unvorhergesehener Zufall den Kranken befiel.“ Aus dieser schrecklichen Beschreibung ersehen wir, daß die Kur weit schlimmer war, als das Uebel selbst, und die körperliche Constitution eines Patienten unersetzlich verderbt werden

mußte. Ein neuerer Schriftsteller John Howard behauptet, daß der Gebrauch des Quecksilbers selbst in dem Gange der Krankheit neue Zufälle hervorgebracht habe. Er sagt: „So viel ist ganz ausgemacht, daß der allgemeine Gebrauch des Specificums beynahe ganze 300 Jahre hindurch viele Veränderung in dem natürlichen Verlaufe der venerischen Krankheit hervorgebracht habe. Wahrscheinlicherweise war es das Quecksilber, welches in der Krankheit Veränderungen erzeugte, so daß durch dasselbe dem venerischen Knoten, wie wir ihn noch in seiner Gestalt und Beschaffenheit in unsern Tagen sehen, seine erste Entstehung gegeben wurde — daß aber gleichwohl bereits vor dem Quecksilbergebrauch, Zufälle, die ihren Sitz in der Knochenhaut und in den Knochen selbst haben, mögen vorgefallen seyn, ist der größten Wahrscheinlichkeit gemäß; allein ich stelle mir vor, daß sie weder völlig das Ansehen gehabt, noch auch ganz den Gang, wie die gewöhnlichen Knoten in unsern Tagen, mögen gehalten haben.“ So weit Howard. Dem sey nun wie ihm wolle, so lehrt doch heutiges Tages die tägliche Erfahrung, daß der Mißbrauch des Quecksilbers große Verwüstungen in dem Körper erregt, und eine Krankheit verursacht, welche die neuern Aerzte mit dem Namen Quecksilberkrankheit belegen. Diese Krankheit gehört unter die fürchterlichsten, und wir sind in den seltensten Fällen im Stande, auch durch die besten Mittel, die Zerstörungen ganz wieder gut zu machen, die das Quecksilber in dem Körper angerichtet hat. Möchte man daher niemals jenes schätzbare Metall geben, wo es nicht hingehört; —

möchte man es auch bey der Lustseuche, gegen die es das einzige, beste Mittel ist, sogleich bey Seite setzen, wenn Nebenumstände den Gebrauch desselben verbieten, wenn die venerischen Zufälle, statt zu heilen, sich verschlimmern, oder wenn sich etwa gar neue, krankhafte Erscheinungen dazu gesellen.

Bösartige Epidemien.

Im 16ten Jahrhundert waren die bösartigen Epidemien von pestartiger Beschaffenheit so ungemein häufig, als man sie in den vorigen Jahrhunderten gar nicht bemerkt hatte. Vielleicht lag der Grund in der aufmerksamern Beobachtung, zu welcher die Aerzte, dem Geist des Zeitalters gemäß, mehr als jemals aufgelegt waren: vielleicht war es auch blos der Name Pest, den man dermalen fast allen bösartigen Epidemien zu ertheilen pflegte, was die Erscheinung dieser Krankheit in den Annalen dieses Jahrhunderts so sehr vervielfältigt. Genug es ist Thatsache, daß man kein Jahrhundert findet, von welchem die Chronikenschreiber, Aerzte und andere Schriftsteller so häufige Pesten aufgezeichnet hätten, als das sechszehnte. So herrschte 1528 in Ober-Italien eine Pest, welche die Menschen gemeiniglich am sechsten Tage tödtete. 1534 herrschte im südlichen Frankreich eine Pest, wo die Menschen schleunig, wie vom Schlag gerührt, zu Boden fielen, ohne daß sie äußerlich das geringste Zeichen der Pest an sich trugen. Während der schrecklichen Pest die 1564 zu Freyburg im Breisgau große Verheerungen anrichtete, beobachtete man, daß sie sich als Nasenbluten

verlarvte, und dergestalt schnell tödtlich wurde, ohne ein anderes Pestsymptom hervorzubringen. In eben diesem Jahre herrschte sie auch im südlichen Frankreich; nach Montpeiller war sie von Lunel aus hingebracht, und verhielt sich sehr lange in dem Hause des Criminalrichters Barzay, ohne in langer Zeit weiter um sich zu greifen. Joubert, der diese Epidemie sehr sorgfältig beobachtete, versichert, daß geraume Zeit vorher ein böser Nebel sich verbreitet habe, der selbst die Sonne verdunkelte. Die Jahre 1574 — 1577. sind besonders wegen der Allgemeinheit der Pestepidemien berühmt. Sie hörten fast nirgends auf, und wütheten mit außerordentlicher Heftigkeit. In Brabant hatten schon im Frühjahre 1574 halbdreytägige Fieber geherrscht, die mit gefährlichen Zufällen verbunden waren: diese giengen im Sommer in die wahre Pest über, welche gemeiniglich mit dem vierten Tage tödtlich wurde. In Löwen starben 500 Menschen an einem Tage. In Trident fieng die Krankheit im Junius an, und war allezeit vom zweyten bis zum siebenten Tag tödtlich: im November waren schon 6000 Menschen gestorben. 1576 gieng sie nach Venedig über, wo sie vom Junius bis in den October am heftigsten wüthete. 1577 kam sie nach Vicenza, und allein im Monat September wurden 340 Einwohner hingerafft. Um die Ursache dieser gefährlichen Epidemie auszufinden, nahm man zu einer unmittelbaren Einwirkung Gottes seine Zuflucht, und führte Stellen aus der Bibel zum Beweise an, daß der Zorn Gottes die einzige Ursache der Pest sey, welche völlig hinreiche, und ohne welche die übrigen entfernten Ursachen nicht wirken

können. Darum suchte man auch das Gebet und die feste Zuversicht auf die göttliche Vorsehung als das beste Gegengift zu empfehlen. Außer jener übernatürlichen Ursache nahm man auch sehr oft seine Zuflucht zu den Constellationen der Gestirne, durch deren Einfluß man die Witterung und die Krankheiten erklärte. Außer diesen Pestepidemien grassirten noch mehrere bösartige Krankheiten, die oftmals Aehnlichkeit mit der Pest hatten, ohne geradezu dazu zu gehören. So herrschte im Jahre 1505 durch Ober-Italien ein epidemisches Fleckfieber, welches ungemein viele Menschen hinwegraffte. Im Winter 1527 und 1528 herrschte das zweyte merkwürdige epidemische Fleckfieber. Der Winter war sehr feucht und neblicht gewesen: fast beständig hatten Südwinde geherrscht, und es waren viele Gegenden in Ober-Italien überschwemmt gewesen. Die Hauptkrankheit, zu welcher sich dieser Ausschlag gesellte, schien wirklich gefährlich zu seyn. Im Jahr 1557 herrschte die durch Coyettarus so berühmt gewordene Epidemie von Fleckfiebern in der Gegend von Poitiers, Rochelle, Angouleme und Bordeaux, oder in der jetzigen Vendee, Charente, und Gironde. Im May jenes Jahres fieng sie an, und endigte sich erst gegen Weihnachten. Sie war so schnell tödtlich, daß, wie Coyettarus sich ausdrückt, die Menschen eher schienen vor Schrecken als an der Krankheit zu sterben. Da in diesem Jahrhundert, wegen der häufigen Türkenkriege, beständig starke Kriegeszüge nach Ungarn gethan wurden, so wurde die ungarische Krankheit in diesem Jahrhundert zuerst beobachtet, und kostete vielen tausend Deutschen das

Leben. Man versteht aber unter diesem Namen zwey ganz verschiedene und in ihrem Wesen von einander abweichende Krankheiten. Zuvörderst ein Faulfieber mit heftigen Nerven- und bösartigen Zufällen verbunden. Diese Krankheit, ein wahres Lagerfieber, erschien zuerst in dem Feldzuge des Kaisers Maximilian II. gegen die Türken, wo sie sich unter beyden Armeen gleich stark ausbreitete. Im Jahr 1566 lag das kaiserliche Heer bey Komorra in einer sehr sumpfigen Gegend: bey der Belagerung der Städte Wezpremi und Teta war der Mangel an Lebensmitteln sehr groß gewesen, die Flüsse hatten große und lange stehende Ueberschwemmungen hervorgebracht. Auch mochte wohl der Genuß junger Weine, die aus nicht völlig reifen Trauben gekeltert waren, etwas zur Erzeugung der Krankheit beygetragen haben. Während dessen, daß bey Komorra die Epidemie ausbrach, wurden viele von den deutschen Soldaten auf Urlaub geschickt: diese trugen den Zunder zur Krankheit mit sich fort, und so breitete sich das Uebel auch im Oesterreichischen aus. Die andere ungarische Krankheit heißt Cs"omôr und besteht in einem heftigen Eckel, mit großer Mattigkeit und Sodbrennen verbunden. Wahrscheinlich entsteht sie meistentheils von dem überflüßigen Genuß fetter Sachen, besonders des Schweinefleisches. Alle diese herrschende Krankheiten trugen ungemein viel bey, die Sterblichkeit der Menschen zu vermehren, und ihre körperlichen Kräfte zu verringern.

Schlechter Zustand der Arzney-wissenschaft.

Selbst dasjenige, was seiner ersten Bestimmung nach, zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts dienen sollte; ist unter einer mangelhaften Einrichtung eine Ursache einer vergrößerten Sterblichkeit geworden. Die Revolution, die Hippokrates in der praktischen Medizin, in der Zeichenlehre, Pathologie und Diätetik bewirkt hatte, mußte für die Kunst sehr wohlthätig werden, da die Aerzte auf ihre Hauptpflicht auf die Befolgung der Winke der Natur, aufmerksam gemacht, und die Beobachtung als die Grundstütze der Kunst empfohlen wurde. Wenn die Nachfolger des Hippokrates auf dem Wege, den er zuerst mit so rühmlichem Erfolge betrat, weiter fortgiengen, so konnte die Medizin in wenigen Jahrhunderten eine Stufe der Vollendung erreichen, wovon wir jetzt uns kaum einen Begriff machen können. — Aber alle diese wohlthätige Folgen blieben aus: der Geist des Zeitalters widersprach jener Einfachheit der Beobachtung. — Der Geist der spekulativen Philosophie war erwacht: er verbreitete sich auch über die nächsten Nachfolger des Hippokrates, die es für Pflicht hielten, mit den Kenntnissen ihres Zeitalters fortzurücken, und daher die Theoreme der gleichzeitigen Philosophen mit den Grundsätzen ihres großen Vorgängers so verwebten, daß es fast unmöglich war, in der Folge beyde zu trennen, wodurch zu vielen unnützen Spekulationen Anlaß gegeben, und die ächte Erfahrung verdunkelt wurde. Galen war ein wohlthätiger Stern erster Größe, der die

einbrechende Dämmerung erhellte. Er gieng unter, und es entstand eine ägyptische Finsterniß, in welcher Jahrhunderte lang nur einzelne Irrwische den Nebel zu zerstreuen suchten, aber nie so viel Licht gaben, daß man die Gegenstände deutlich hätte unterscheiden können. Alle Energie der Gelehrsamkeit verschwand, und die morgenländische Afterweisheit lößte alles in finstern Aberglauben und morgenländische Schwärmereyen auf. Im 4ten Jahrhundert sah man es als eine lächerliche Paradoxie an, wenn ein Arzt behauptete, die Krankheiten entstehen nicht von dem Einfluß der Geister, sondern durch Verderbniß der Säfte. Die Aerzte bemüheten sich, eine Menge von Arzneymitteln und Bereitungen für alle Arten von Zufällen zu empfehlen, ohne dabey Rücksicht auf irgend eine vernunftmäßige Anwendung derselben zu nehmen. Der Geist des Zeitalters brachte ihnen eine Vorliebe für abergläubige und zum Theil abgeschmackte Mittel bey, und so sank die Medizin bald zu einer Stufe der Barbarey hinab, wo sie der Kunst kaum ähnlich blieb. Endlich wurden durch die Einfälle der Barbaren gegen das Ende des 5ten Jahrhunderts fast jeder Funke der gelehrten Kultur im Abendlande erstickt. Was die Heruler und Ostgothen zu verwüsten übrig gelassen hatten, das vollendete der bigotte Priester G r e g o r, von seinen Sklaven d e r G r o ß e genannt. Er zerstörte mit frommer Priesterwuth die Denkmäler des Alterthums, verbot das Studium der Griechen und Römer, und verfolgte diejenigen, die sich unterstanden heidnische Schriftsteller zu lesen. Daher griff die Macht der Finsterniß im 7ten Jahrhundert immer weiter um sich. Mönche waren es nun,

von denen, wegen gänzlichen Mangels aller gelehrten Schulen, die Arzneywissenschaft, als eine Pflicht der Liebe und Barmherzigkeit ausgeübet wurde. Aber wie ist wohl die medizinische Praxis schlechtern Händen anvertrauet worden, als den Mönchen der geistlichen Orden — und wie konnte auch diesen Menschen an der Vervollkommnung der Kunst gelegen seyn, da es ihr Vortheil mit sich brachte, wenn sie den Hang des rohen Haufens zum Wunderbaren begünstigten und durch Wundergeschichte aller Art ihren Kuren das Ansehen gaben, als wirke der heilige Geist oder irgend ein Märtyrer unmittelbar durch sie. Wenn sie zu Büchern ihre Zuflucht nahmen, so waren es die Schriftsteller des Mittelalters, die mit ihren Fähigkeiten und Einsichten, mit ihrem Wunderglauben und mit ihren Mährchen am meisten übereinstimmten. Die in Deutschland und den Niederlanden sogenannten Lollarde, Alexianer oder Celliten waren sanctionirte Aerzte, Wundärzte, Krankenwärter und Todtengräber im Mittelalter; aber auch zugleich die unwissendsten Menschen. In den Klöstern wandte man gewöhnlich nichts als Weihwasser, Reliquien der Heiligen, Rosenkränze u. s. w. an. Man warnte vor dem Gebrauch der Amulete, aber das Abendmahl, das Taufwasser und das Paternoster hielt man für untrügliche Mittel zur Genesung. — In spätern Zeiten wirkte die Ausbreitung der arabischen Gelehrsamkeit mit zur Aufnahme der Arzneykunde in denen Abendländern; indessen vergiengen noch Jahrhunderte, bis diese Wissenschaft eine etwas bessere Gestalt annahm. Der Geistlichkeit lag indessen zu viel daran, daß Gelehrte

und Layen in der Dummheit erhalten wurden, als daß sie nicht alle mögliche Mittel hätten aufsuchen sollen, diesen Zweck zu erreichen. Die heydnische Magie, die in England und Frankreich sehr viele Freunde gefunden hatte, ward zwar durch eine Bulle Benedicts XIII. als Ketzerey verdammt. Aber dafür mußten heilige Jungfrauen zu Halle im Hennegau und zu Kostanz, und in deren Ermangelung Hostien Wunderkuren verrichten, um die Abscheulichkeit der hussitischen Ketzerey zu erweisen. Darüber erstaunte die Menge, fluchte den Ketzern, und hieng auf eine Zeitlang wieder fest an der Geistlichkeit. Endlich da die Lustseuche ausbrach, mußten an dieser Krankheit die bisher für untrüglich gehaltenen Grundsätze und Kurmethoden scheitern. Man sahe jetzt ein, daß die bisherigen Idole den verderblichsten Einfluß auf die Schulen der Aerzte gehabt hätten, und natürlich mußte vernünftigen und denkenden Aerzten der Vorschlag der rathsamste scheinen, daß man zu der ersten Quelle, zum Hippokrates, und zu seinem großen Commentator, dem Galen, zurückgehen müsse, um von jenem die reiflichste und beste Behandlungsart der Krankheiten, und von diesem das schicklichste Raisonnement über die Ursachen zu lernen. Wie gut ist es, sagt ein neuerer vortreflicher Schriftsteller, „daß zu einer Zeit, da noch wenig gelesen werden konnte, gerade das Beste seiner Art gelesen ward! daß man Unterricht und Muster in gleichem Grade hier beysammen fand, einerseits das Ausgemachteste, Wahrste und Anwendbarste der ganzen alten Arzneykunde; und anderseits die sicherste, unfehlbarste Leitung zum Selbstbeobachten

und Selbstentdecken!“ Der wichtigste Vortheil, den die praktische Arzneykunst aus der Beförderung der sogenannten hippokratischen Medizin erhielt, bestand in der geweckten Kunst zu beobachten. Bis dahin hatte das einzige Verdienst der Aerzte darin bestanden, die unfehlbare Aussprache ihrer Araber und Arabisten im Gedächtniß zu behalten, nach den pathologischen Ideen ihrer Vorgänger die vorkommenden Krankheiten zu erkennen und zu behandeln; und, wenn ja jemand schrieb, so hatte er nichts anders zu sagen als daß er Commentarien über Commentarien schrieb. Hier und da wurde denn wohl beyläufig eine eigene Beobachtung angeführt. Aber man sahe es diesen Wahrnehmungen nur gar zu sehr an, wie wenig der Beobachter die wahre Kunst zu beobachten verstanden hatte, und wie sehr die einzige Absicht bey Erzählung eines solchen Falles nur war, die Untrüglichkeit der großen Muster noch mehr zu bestättigen. Selbst das Verlangen nach höherer Vollkommenheit mangelte denen Aerzten: denn sie hielten den ganzen Inbegriff medizinischer Kenntnisse für vollendet. Jetzt hingegen traten edle Männer auf, und machten das einzige Muster jedes guten Beobachters bekannter. Das fleißige Studium des Arztes von Kos diente nun dazu, die Nachahmung rege zu machen. Die Aerzte beeiferten sich nunmehr, auch so herrliche Krankengeschichten zu liefern, auch so gründlich zu beobachten, auch so sorgfältig der ursächlichen Verbindung der Erscheinungen in Krankheiten nachzuspüren, und so entstanden die vielen guten Beobachtungen, die wir aus jenen goldenen Zeiten der hippokratischen Schulen erhalten haben. Aber bald

hierauf geschahe es, daß verschiedene ältere Systeme wieder hervorgesucht, und in einem neuen Gewand dargestellet wurden, die zur Ausbreitung des Aberglaubens Gelegenheit gaben. Das kabbalistische System, aus welchem man alle Arten des Aberglaubens, ja den größten Unsinn, welchen Menschen je erdacht haben, zu erklären fähig ist, gewann im 16ten Jahrhundert unter Aerzten und sich so nennenden Philosophen ganz ungewöhnlichen Beyfall. Und dazu trug hauptsächlich eine andere Art von Emanation bey, die man seit einiger Zeit in der Physik zur Erklärung der meisten und wichtigsten Erscheinungen angewandt hatte. Die Atomen des Demokritus wurden wieder hervorgesucht, um vermittelst derselben die Sympathie und Antipathie zu erklären, und durch Hülfe dieser Worte wieder die wichtigsten Erscheinungen der Körperwelt zu erläutern. Bald darauf wurden diese Atomen in Dämonen oder geistige Substanzen verwandelt, und dadurch kabbalistischer und theosophischer Unsinn in die Physik und Medizin eingeführt. Hierdurch geschahe es, daß die Arzneykunst nicht vorwärts, sondern vielmehr wiederum rückwärts gieng, und überall Finsterniß und Dunkel herrschte. Unnütze Wortstreitigkeiten theilten die Aerzte in Parthien, denen es nicht um Wahrheit, sondern um eitele Rechthaberey zu thun war: von welchen jeder die Gründe der Gegner verwarf, ehe er sie noch gehört hatte, und neue empfohlene Arzneymittel als Gift verschrie, ohne jemals über ihre Wirkungsart nachgedacht, oder Versuche damit angestellt zu haben. Zwar wurde der Umlauf des Bluts

entdeckt und die peruvianische Rinde gefunden; aber beyde Entdeckungen, so groß sie auch sind, hatten dennoch auf die Praxis damals nur wenig Einfluß. Ganz Europa theilte sich in zwey große medizinische Sekten: die Aerzte der südlichen Länder waren Galeniker; die der nördlichen Chemiker. Sie lasen die Alten nicht mehr, hörten auf zu untersuchen und zu beobachten, und verlohren sich in spitzfündige Wortklaubereyen, und in ungegründete Theorien. Größtentheils waren die Zeitumstände schuld an dieser schädlichen Unthätigkeit. Langwierige und verderbliche Kriege verwüsteten Deutschland und andere Länder. Die europäischen Fürsten verachteten alle gründlichen Wissenschaften, und beschäftigten sich einzig mit der zeitverderbenden, kostspieligen Goldmacherkunst, die in dem mysteriösen Dunkel von allegorischem Unsinn, das sie um sich her verbreitet, ihre Blöße zu verbergen sucht. Daher der gänzliche Mangel an großen Männern in diesem traurigen Zeitalter; daher der allgemein herrschende Aberglaube, welcher, mit furchtsamer Andächteley verbunden, alle Energie des Geistes unterdrückte, jeden großen Gedanken in der Geburt erstickte, und dem Genie Fesseln anlegte, welche zu zerreißen es nicht Muth genug hatte. Endlich endigte sich der vrederbliche dreyßigjährige Krieg, und die europäischen Fürsten fiengen an mehr als vorher sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, vorzüglich aber mit solchen, welche eine genauere Untersuchung der Natur zum Gegenstand haben. Physik, Chemie, Mathematik und Naturgeschichte fiengen an allgemein geschätzt zu werden, und wurden es noch mehr durch

die

die in England, Frankreich und Deutschland zu dieser Zeit gestifteten gelehrten Gesellschaften. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erhob sich der menschliche Geist zu einer Höhe, auf welcher er vielleicht vorher noch nicht gewesen war. Newton, Cartesius, Leibnitz, Stahl, Hofmann, Boerhaave, und andere Geister vom ersten Rang, die beynahe zu gleicher Zeit lebten, waren Ursache an der gänzlichen Umschaffung aller Naturwissenschaften. Durch diese Männer wurden richtige, auf Beobachtung gegründete Theorien an die Stelle spitzfindiger Hypothesen; Versuche und Erfahrungen an die Stelle bloßer Vernunftschlüsse; und die gesunde Philosophie an die Stelle der Vorurtheile und vorgefaßten Meynungen gesetzt. Eine neue Epoche begann mit Haller, und was dieser große Mann in dem Theoretischen der Medizin leistete, das leistete Pringle, Huxham, Haen, Tissot, Cullen, Stoll u. s. w. in dem praktischen Fache, so daß wir sagen können, die Arzneywissenschaft ist zu einem ausgezeichneten Grade von Vollkommenheit gediehen, und würde der Menschheit noch unendlich mehrere Vortheile leisten, wenn nicht die allgemein eingerissene Verzärtelung allen ihren guten Absichten im Wege stünde.

Verzärtelung.

Daß diese besonders unter denen vornehmen Ständen eine Hauptursache der Schwäche des menschlichen Geschlechtes sey, läugnet Herr Hofrath Ebell, indem er sagt: „Es ist wahr, ein gesundes

und darauf verzärteltes, der Luft entwöhntes Kind, muß ungesund werden, so wie ein Erwachsener im Kerker, und eine Pflanze im Treibhause ungesund wird. Allein schon seit mehr als 100 und 200 Jahren sind die Väter aufmerksam gemacht: daß Luft und Bewegung, selbst rauhe Luft und übles Wetter, die Kinder abhärte, und auch Erwachsenen zuträglich sey. Hiernach sind schon mehrere Generationen erzogen, nur wenige Häuser, worin man die Kinder, wie man zu sagen pflegt, in Baumwolle packt, und welche man dann durchgängig tadelt, machen hiervon Ausnahmen, und dennoch erreichen die Kinder in den Geschlechtern, wovon man erweisen kann, daß sie drey bis vier Generationen hindurch, vielleicht auch in der Vorzeit nie die Kinder verzärtelten, nicht einmal die Gesundheit ihrer Aeltern, und bey weitem die Gesundheit und Kräfte nicht, die bey Bauern so gemein sind. — Ja der Bauern Kost und Lebensart ist keineswegs so gesund, daß man annehmen könne, dadurch erhalte er einen Vorzug der Leibesstärke für der vornehmern Klasse: „denn alles was der Koch von Frituren bis zu den Mark-, Aal-, oder Trüfelpasteten, und vom teigsten Backwerk bis zur Polenta erfindet, um die Nerven des Gaumens seines gnädigen Herrn zu reitzen, wodurch er zugleich die Nerven des Magens und der Gedärme desselben in Aufruhr bringt, ist, nur in andrer Gestalt, jedoch eben so schädlich, auch unter den gewöhnlichen Speisen des Bauern anzutreffen — auch wird dem anwachsenden Jüngling im Bauernstande keine Zeit gelassen, diejenigen Kräfte, welche ihm die Natur verliehen, vollkommen zur Reife kommen

zu lassen. Ich könnte aus gerichtlichen Criminalakten Beweise von Verwahrlosungen aufstellen, die sich zutrugen, weil man von Jünglingen Arbeiten oder Geschäfte verlangte, welche nur von starken Männern zu fordern waren, wenn dieses noch eines Beweises bedürfte. Bey jungen Bauerknechten ist nichts üblicher als das sogenannte Verdrieß thun, wie der Bauer eine sehr schmerzhafte Subluctation der Muskeln, Sehnen und Gelenke nennet, welche auf das Heben einer so schweren Last u. s. w. erfolgt. — Im Ganzen genommen, ist gewiß die körperliche Erziehung der Bemittelten in Niederdeutschland der Gesundheit angemessen, man bewahrt Kinder und Jünglinge für dem Genuß solcher Speisen und Getränke, der die Nerven zu sehr reitzen und daher der Gesundheit schädlich seyn könnte, man übt den Körper derselben, man läßt sie der freyen Luft, so oft wie möglich, genießen. Besonders waren die Landedelleute nie in dem Verdacht, die Geisteskräfte ihrer Kinder zu früh zu übernehmen, ihr Tisch liefert die Hautgouts der Hofküche nicht, die der Gesundheit schädlich seyn sollen, ihre Wohnungen sind meistens gesund und geräumig, und es ist bey der Ausbildung der körperlichen Kräfte der Kinder keine, oder doch sehr wenige von denen Ursachen vorhanden, welche die Gesundheit und die Kräfte der jungen Bauern untergraben müssen.“ So weit Herr Ebell.

In keinem Stücke kann man wohl die Progressen der Vernunft und Kultur in unsern Tagen auffallender wahrnehmen, als in der Behandlung der Kinder, wo man sich der Natur wieder

genähert, und gelernt hat, allen Zwang, Künsteley, und alles was zu schnelle Reifung bewirken könnte, zu vermeiden, und mit einem Worte die so lange verkannten Rechte der Natur und der Kindheit zu respektiren. Allein so unläugbar diese Fortschritte sind, so ist doch sehr natürlich, daß man noch nicht bis zur Vollkommenheit darin gekommen ist, und es existiren noch gewisse Irrthümer und Lücken in der Behandlung, die den nachtheiligsten Einfluß haben, und um so gefährlicher sind, da sie gewöhnlich gar nicht dafür erkannt und ganz übersehen werden. Dahin gehöret vorzüglich, daß man zwar vieles von der verbesserten Erziehung der Kinder annimmt, aber in manchen Stücken aus Unwissenheit oder mißverstandener Zärtlichkeit dem alten System noch treu bleibt; woraus denn eine Ungleichheit und Disharmonie in den verschiedenen Punkten der Behandlung entsteht, die nicht anders als sehr nachtheilig für das Kind seyn kann. So z. B. trägt man kein Bedenken, das Kind den ganzen Tag mit bloßem Kopfe und Brust und in der leichtesten Kleidung der rauhesten Luft auszusetzen; und dennoch wenn der Abend kommt, wird es in die wärmsten Federbetten eingepackt, und 10 bis 12 Stunden in der heißesten Stube eingeschlossen; oder man läßt, in der vollen Ueberzeugung sie dadurch abzuhärten, fleißig in kaltem Wasser baden, außerdem aber dem Kinde seine Pelzmütze, warme Kleider und dicke Strümpfe forttragen. Solcher Kontraste giebts in der jetzigen Krise unzähliche, und sie haben die höchst unangenehme Folge, einmal, daß das Gute, was der abhärtende stärkende Eindruck bewirkt hatte, durch

den entgegengesetzten wieder aufgehoben wird, und dann, was noch schlimmer ist, daß jener sogar gefährlich und schädlich werden kann, weil die Natur immer gehindert wird sich daran zu gewöhnen. Man glaubt nicht, wie viel darauf ankommt, bey der ersten Erziehung, in Einem Tone zu bleiben, und die Natur nicht, wie so häufig geschieht, durch eine ewige Mischung von entgegengesetzten Eindrücken, von Verzärtelung und Abhärtung, irre zu machen. Zuverlässig wird eine so behandelte Natur nie einen festen, bestimmten Ton annehmen. Ein Mann der die Erziehung der Kinder in Niederdeutschland vollkommen kennt, der berühmte Marçard, sagt in seiner vortreflichen Beschreibung von Pyrmont bey Gelegenheit der erschlafften Constitution folgendes: „Die Anlage dazu ist oft angebohren, aber am häufigsten wird sie durch die Lebensart oder gewisse Vorfälle erzeugt, oder doch entwickelt; durch Mangel an Leibesübung und Bewegung, Weichlichkeit, unmäßigen Genuß warmer Getränke, oder durch entkräftende Ausschweifungen, Blutverluste, Mangel gehöriger Nahrung. Auf die erste Erziehung kommt dabey viel an; und darin scheint man jetzt auf dem graden Wege zu seyn, eher zu viel als zu wenig zu thun, um die schlaffe Constitution bey den Kindern zu verhüten; wenn man nur nicht am Ende alles wieder damit verdürbe, daß man ihren Kopf zu früh und zu stark anstrengt, und ihnen an Seelenkräften eben so sehr zu viel zutraut, als an Leibeskräften zu wenig. Es ist zwar nichts nützlicher, als den Kindern durch viel Bewegung, durch Gewöhnen an jede Art von Luft und Wetter, durch einige Härte in der Lebensart,

frühzeitig einen festen, dauerhaften Körper zu geben. Aber hierin ohne Unterschied zu verfahren, jedes junge Kind über den Kopf ins kalte Wasser zu werfen, oder es den ganzen Winter in einem kalten kaum geheitzten Zimmer fast ohne hinlängliche Kleidung frieren zu lassen, ist auch unrecht, kann üble Säfte und andre Schwäche nach sich ziehen, und manches kann dabey in der Lehre bleiben. Man führt uns zwar die wilden Völker zum Beyspiel an, wie sie, durch die härteste Erziehung alle so gehen, so stark, so munter und elastisch sind, wie ihr Gang ein beständiger Tanz ist; aber man bedenkt nicht, daß bey den wilden Nationen all die Schwachen früh sterben, und nur die Starken leben, und dann allerdings sehr gesund sind; dahingegen unsere Lebensart den Vorzug hat, daß die Schwachen auch erhalten werden." So weit Herr Marcard. Außerdem giebt es noch mehr Fehler in der Erziehung, welche die Schwäche der Kinder befördern; dahin gehören:

Das künstliche Auffüttern der Säuglinge ohne Mutterbrust.

Gewiß die größte Sünde gegen die Natur, der größte Eingriff in ihre Rechte, und der unnatürlichste Zustand, in den man ein Kind versetzen kann — denn die Natur hat uns bestimmt, nicht todte, sondern belebte, nicht Thiermilch, sondern völlig animalisirte Menschenmilch zur ersten Nahrung zu erhalten. Man vergißt, daß die Thiere, von denen wir gewöhnlich die Milch nehmen, blos von Gras und Kräutern leben, und also ihre Milch einen weit vegetabilischern

Karakter hat, als die Menschenmilch, bey der beyde Nahrungsmittel zusammen kommen. Die Folge ist mehr Säure, nicht allein im Darmkanal, sondern auch im Chylus selbst, mehr Reiz, Verstopfung, und alle Wirkungen der Säure. Man vergißt die Unordnungen, die beym künstlichen Auferziehen fast gar nicht zu vermeiden sind, die bald zu warme, bald zu kalte, bald zu alte und schon halb zersetzte Nahrung. Nicht zu gedenken, daß so ein Thier krank seyn kann, ohne daß man es weiß, wodurch die Milch wieder schädliche Eigenschaften bekommt. Und endlich, da solche Milch das Kind nie in dem Grade sättigt und nährt, so ist man genöthigt, sein Schreyen durch andere konsistentere breyartige Nahrung zu stillen, und das ist eine neue Quelle von Uebeln. Aus alle dem erhellet, daß das künstliche Auffüttern eine Hauptquelle des schlechten Chylus, vieler Kinderkrankheiten und daher vermehrten Sterblichkeit und Schwäche der Menschen ist, ein Fehler, den man mehr unter der vornehmern Klasse als unter denen Landleuten antrifft, denn die Bauersweiber pflegen noch fast alle ihre Kinder selbst zu stillen.

Onanie.

Sie ist die Quelle von unendlichem Verderben für die Gesundheit, und das gewisseste Mittel zur Entnervung des Menschengeschlechts und zur Entvölkerung. Dies Laster herrscht im Dunkeln, zerrüttet die Gesundheit der Jünglinge und Mädchen auf die unwiderbringlichste Art, setzt Männer in den Orden des Kombabus, ohnerachtet sie nicht kombabusirt sind,

und macht Mädchen zu Männerhasserinnen, so lange sie ihre Godemische haben. Entvölkerung, unfruchtbare Ehen, und Schwäche des allenfalls erzeugten Kindes sind die traurigen Folgen dieser entehrenden Selbstbefriedigung, welche so allgemein unter der Jugend beyderley Geschlechts der vornehmern Stände herrscht, beym Bauernvolk aber sehr selten angetroffen wird.

Empfindeley.

Dieses Uebel, welches, der Vorsicht sey Dank, nunmehr abzunehmen pflegt, hat dem Menschengeschlecht unendlichen Schaden zugefügt, indem sich dadurch die Klasse der sogenannten Empfindsamen bildete. So nennt man eine Art unglücklicher und für die Welt unbrauchbarer Menschen, deren körperliches und geistiges Empfindungsvermögen durch eine weichliche Erziehung und durch das Lesen faselnder Modebücher, zum Schaden ihrer Vernunft und ihrer ganzen physischen Natur, über die Gebühr verfeinert und reizbar geworden ist. Leute dieser Art gehen in ihren Empfindungen, in ihren Urtheilen, Ausdrücken und Handlungen nie die Mittelstraße; alles was auf ihre empfindliche Nerven einen Eindruck macht, ist ihnen entweder herrlich, göttlich, oder über allen Ausdruck abscheulich und entsetzlich, selbst die Menschen, je nachdem sie mit ihren Gefühlen entweder sympathisiren, oder antipathisiren, sind in ihren Augen entweder Engel oder Ungeheuer. Durch eine solche eingerissene Denkungsart wurde die Erziehung verdorben, diese wurde nunmehr ganz sinnlich, ganz

empfindelnd. Durch eine solche modische Denkart wurden Männer weibisch, Weiber unausstehlich — alle körperlichen und geistigen Kräfte unnatürlich verdrehet, gespannt und hinaufgeschraubt — alles war auf einen unnatürlichen Kitzel unserer Nerven — und auf ein unablässiges Reiben an unserm ganzen Wesen, um ihm Politur und Glanz zu geben, angesehen. Hierzu kamen Romanenlesen, Musengedichte, Schauspiele — welche Umstände alle zusammen vereiniget, die Einbildungskraft erhitzten — die Seelenkräfte überspannten, und endlich eine vollkommene Schwäche und Zerrüttung des Nervensystems hervorbrachten. „Wenn ich, sagt irgendwo ein Menschenbeobachter, die unseligen Folgen der Verfeinerung und Empfindeley erwäge; wenn ich die Menschen, so wie sie jetzt sind, mit den rauhen Menschen der Vorwelt vergleiche, so kommt es mir immer vor, als wenn es der Kunst gelungen wäre, ein Geschlecht von Löwen in ein Geschlecht von Füchsen zu verwandeln; und daß sie nun gar damit umgienge, die letzte Hand daran zu legen, und eine Familie schwacher und possirlicher Eichhörnchen daraus zu machen." Diese Vergleichung ist beleidigend; aber sie ist zum Unglück noch mehr, sie ist auch treffend. Besonders wurde das Uebel vermehrt, da die ganze Kunst darauf abzweckte, verliebte Siechlinge zu bilden, die sich und dem Staate zur Last sind. Alles athmete Liebe — alles predigte Liebe — alles genoß die Liebe bis zu krampfhaften Verzuckungen, wie ehedem die Phantasten bey des Paris Grab. Man suchte die sinnliche Liebe mit der platonischen zu verbinden, richtete aber nichts aus, sondern erweckte blos Liebesfieber, Sieg-

wartsfieber. Dieser Unfug ward blos unter der kultivirten vornehmern Klasse getrieben, und aller daraus fließender Schaden fiel derselben zur Last. Der gemeine Mann, der Bauernstand wußte nichts davon.

Die Nahrungsmittel sind nicht die Hauptursache der Krankheiten des Landmannes. Die Hauptursache, welche auf die körperliche Constitution der Bauern einen Einfluß hat, ist die Unbeständigkeit der Witterung. Oft verändert sie sich an einem Tage zu verschiedenenmalen, so daß Wärme mit Kälte, und Kälte mit Wärme plötzlich abwechselt, und diese schleunige Abwechselungen führen oft mitten an dem heissesten Tage Regengüsse und zwar öfters recht kalte Regen herab. Der arbeitende Landmann, in warmem Schweiße gebadet, wird auf einmal von dem kalten Wasser durchnässet, und dadurch sehr viele Krankheiten erregt, und die Grundlage zur Zerrüttung der körperlichen Constitution gelegt. Was aber besonders einen schädlichen Einfluß auf die körperliche Constitution des Landmannes hat, ist, daß eine so große Anzahl Mädchens sich in die Städte begeben, und um Lohn dienen; solche Weibspersonen können nach einem zehen- oder zwölfjährigen Dienst in der Stadt nicht mehr gute Bäuerinnen werden, und diejenigen, welche diesen Stand wählen, erliegen bald unter der Arbeit, für die sie nicht mehr gemacht sind. Wenn man eine Frau, die aufs Land verheyrathet worden, ein Jahr, nachdem sie die Stadt verlassen hat, wieder siehet, so ist es leicht zu merken, wie sehr sie bey ihrer Lebensart voráltert. Oft wird ihre Gesundheit in dem ersten Wochenbette zu Grunde

gerichtet, weil sie in demselbigen nicht so gewartet werden können, als ihre Weichlichkeit es wohl erforderte, sie bleiben schwächlich, matt und kraftlos, bekommen entweder keine Kinder mehr, oder zeugen schwache verpuffte Geschöpfe, und legen dadurch den Grund zu einer schwachen Generation.

Da wir nun ein solches Register von Ursachen haben, so können wir als gewiß annehmen, daß der Bleygenuß keineswegs die Hauptursache der Schwäche der europäischen Nationen seye, und überhaupt löset sich die Frage: Ob die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs als eine unerkannte Hauptquelle vieler unserer Krankheiten, und Abnahme körperlicher Kräfte der Menschen, besonders der höhern Stände sey: eigentlich in drey andere Fragen auf, nämlich:

1) Sind Bley und seine Präparate der menschlichen Gesundheit überhaupt nachtheilig?

2) Hat man Beyspiele, aus denen zuverlässig gefolgert werden kann, daß die Glasur des Töpfergeschirres solchen Personen nachtheilig geworden ist, die sich desselben bedienen?

3) Kann durch die Scheidekunst dargethan werden, daß die Glasur in Speisen und Getränken wirklich aufgelöst wird?

Was die Erste Frage betrifft, so verstehen wir unter Bley; „Ein unedles vollkommenes Metall, welches fast in allen Bergwerken, aus den Bleyerzen gewonnen und auf folgende Weise abgesondert wird. Die Bleyerze werden nämlich wie andere Erze gepocht und geröstet, alsdann wird es in besondere Schmelzöfen gebracht, von deren Herde das Bley durch eine Rinne abfließt und die erdigten Theile zurückläßt. Das erhaltene Bley, welches man Werdt nennt, wird alsdann auf dem Treibherd von dem Silber geschieden, das es meistentheils enthält. Das zu Glötte verwandelte Bley wird wieder geschmolzen, und bekommt alsdann den Namen Frischbley. Das reine von fremden Theilen geschiedene Bley unterscheidet sich von allen andern Metallen durch besondere Eigenschaften. Es ist blaulichtweiß von Farbe, weicher als alle andere Metalle (so daß man es mit den Nägeln der Hände abschaben kann) hat am wenigsten Federkraft und Klang, und einen besondern Geruch. Es ist leichter als Gold, Platina und Quecksilber, aber schwerer als alle übrige Metalle, indem ein Kubikschuh 828 Pfund wieget. Es schmelzt ehe es glühet in einer Hitze von 550 Graden nach Fahrenheits Thermometer, folglich schwerer als Zinn, welches schon beym 420 Grad schmelzt. Sobald es flüssig geworden ist, fängt es auch schon an, zerstört zu werden und zu kalciniren, indem sich auf der Oberfläche eine graue Asche zeiget. An der freyen Luft und in Wasser lauft es zwar gar bald an, allein es hält doch weit länger aus als Eisen, ehe der Rost tief eindringt und es aus seiner Mischung setzt. Es

löset sich so wie das Kupfer in allen Säuren auf. In Vitriolöl hält es schwerer, als in einer mit Wasser verdünnten Vitriol- und Salpetersäure. Außer diesen mineralischen Säuren löset sich das Bley und dessen Kalch auch in den Pflanzensäuren vollkommen auf, und giebt ihnen einen äußerst zusammenziehenden und süßen Geschmack. Sehr feste hängt indessen das Bley nicht in den Pflanzensäuren an, indem es sich sehr leicht niederschlägt, wenn nur wenig Laugensalz hinzukommt; ja sogar die wenigen Selenittheile, welche ein gemeines Brunnenwasser enthält, schlagen es in Gestalt eines schneeweißen Pulvers nieder. Auch die alkalischen Salze, besonders wenn sie durch gemeinen Kalch geschärft worden sind, vermögen das Bley aufzulösen. Daß endlich auch die ausgepreßten Oele das Bley angreifen, ist bekannt; besonders aber löset es sich vollkommen auf, wenn es zuvor in einen Kalch, z. B. in Bleyweiß oder Mennig verwandelt worden ist. Das Bley läßt sich auch mit den andern Metallen verbinden, und zwar nach Gellerts Verwandtschaftstafeln am liebsten mit Silber, sodann mit Gold, mit Zinn, und zuletzt mit Kupfer. Außer denen vollkommenen Metallen vereiniget es sich auch leicht mit Zink, Wismuth, Spiesglaskönig und Queckfilber. Der Schwefel verbindet sich mit dem Bley ebenfalls, und verwandelt es in eine spröde schwarzgraue Masse, wenn es in bedecktem Gefäße geschmolzen wird; in offenem Gefäße hingegen verwandelt es sich in einen Bleykalch. Aus diesen angeführten Erscheinungen läßt sich leicht auf die Bestandtheile schließen, welche wir bey andern Metallen aus einer besondern

Metallerde, die sich von andern genugsam unterscheidet, und aus brennbaren Theilen besteht.

Das Bley schadet wegen seiner ungemein leichten Auflöslichkeit in verschiedenen Säften, nicht nur öfters in seiner vollkommenen metallischen Gestalt, sondern weil es sehr leicht angefressen wird, in den Gefäßen, die daraus zubereitet werden, durch den Kalch, mit welchem die Oberfläche bekleidet ist, wenn man sie nicht beständig sehr reinlich hält. Die Wirkungen des Bleyes auf Thiere und Menschen sind selten schnelltödtlich; sie sind aber anders, wenn sie nur äußerlich auf die Haut gelegt, anders wenn sie in die Adern gespritzt werden, anders, wenn der Staub davon durch Nase und Mund eingezogen, oder wenn man Bleyzubereitungen nur gekostet, und anders wenn sie hinuntergeschlungen werden; und auch da zeigt sich noch ein Unterschied, der auf der größern oder geringern Menge des verschluckten Bleyes beruht.

Wird das Bley nur in geringer Menge innerlich genommen, so sind seine Wirkungen, wenigstens anfangs, oft beynahe ganz unmerklich, aber eben dadurch betrügen sie den Kranken und den Arzt desto leichter, und machen sie dann erst aufmerksam, wenn sie schon so sehr überhand genommen haben, daß nun alle Hoffnung zur Rettung vorüber ist. Anfangs zeigen sich, leichtes Drücken in dem Magen, Fehler der Verdauung, die man nicht achtet, oder andern Ursachen zuschreibt, Unordnungen in dem Stuhlgang, Trockenheit in dem Munde, großen Durst, blasse Farbe; nach und nach zeigt sich ein schleichendes

Fieber offenbar; seine Anfälle werden immer heftiger und halten länger an; die Kräfte nehmen immer mehr ab; der Kranke zehrt auch nach und nach ganz aus, kommt dem Tode stufenweise näher, und wird ihm endlich unvermeidlich zum Raube.

Kommen aber die Bleytheilchen in größerer Menge in den Magen und die Gedärme, so zeigen sie ihre heimtückische Schädlichkeit desto furchtbarer. Ein Drücken in dem Magen, wie wann er mit einem Centnergewicht beschwert wäre, Schmerzen in dem Unterleibe, die die Kranken nicht grausam genug beschreiben können, da sie weder stehen, noch sitzen, noch liegen können, und oft vor Schmerzen in Ohnmachten, kalte Schweiße, Wuth, oder fallende Sucht verfallen; hartnäckige Magenkrämpfe; Blähungen, Bangigkeiten, Aufstoßen, Mangel aller Eßlust, und Eckel sind sehr gewöhnliche Folgen. Bisweilen erbrechen sich die Kranken, oder haben doch einen starken Reiz dazu. Bald leiden sie von unaufhaltbaren Bauchflüssen; bald, und meistens haben sie hartnäckige Verstopfung des Leibes, die sehr oft keinem abführenden Mittel weichet, oft auf den Gebrauch desselbigen noch schlimmer wird, oder geht der Unrath hart in ganz kleinen trockenen, schuppigen, schwarzen Kügelchen ab. Oft ist der Speichel bläulicht, und süß; es brechen zähe Schweiße aus; die Kranken klagen über Ermattung; oft ist der ganze Bauch aufgetrieben, und hart; zuweilen der Nabel fast bis auf den Rückgrath eingezogen; der Urin geht nicht ab, es entsteht eine Gelbsucht, oder verbreitet sich eine Bleyfarbe über die ganze Oberfläche des Leibes,

und nur die Wangen behalten einige Röthe. Nach und nach werden die Schmerzen, die sich bereits über den ganzen Leib, vornehmlich aber auf die Glieder erstrecken, gelinder; aber es stellen sich dagegen Engbrüstigkeit, Schwindel, unauslöschlicher Durst, Zuckungen in den Gliedern, Trägheit, schleichendes Fieber ein. Bey einigen Kranken gesellen sich zu diesen Zufällen noch schwarzer Staar, ein rauher Hals, Auszehrung, ein Jucken an dem ganzen Leibe, Kopfschmerzen, Herzklopfen, eine Menge süßlichen Schleims auf der Zunge, ein starker Husten, mit welchem oft Blut abgeht, ein abscheulicher Geruch, kalte Geschwulst an den Füßen u. s. w. Die Glieder verlieren stufenweise Stärke, Beweglichkeit, und Empfindlichkeit, und die Kranken gehen unvermerkt ihrem Tode entgegen, oder sterben an einem Schlagflusse. Und dies sind nun die Zufälle, welche man unter dem Namen der Hüttenkatze, der Weinkrankheit, der Bleykolik oder der Töpferkolik zu belegen pflegt.

Die Schmerzen sind aber selten anhaltend, wenigstens halten sie selten mit dergleichen Stärke an, sondern kommen zu wiederholtenmalen oft mit gedoppelter Stärke wieder. Sie sind auch nicht immer gleichheftig, und sie haben auch nicht immer das beschriebene Elend im Gefolg. Ein geringeres Gewicht, die Mischung, in welcher man das Bley genommen hat, eine stärkere oder besondere Natur des Körpers in den es gekommen ist, und die schleunige Hülfe eines klugen Arztes, können hier einen beträchtlichen Unterschied machen.

In den Leichnamen solcher Unglücklichen findet man sehr oft das Gift selbst; in vielen leichte Entzündungen, und Brandflecken in dem Magen und den Därmen, und die Blutgefäße dieser Theile vom Blute strotzend; das Gekrös ist entzündet, seine Drüschen verstopft, verhärtet, oder vereitert; oft finden sich auch Fehler in der Milz, der Leber und den Lungen.

Auf der andern Seite aber ist nicht zu läugnen, daß das Bley einen sehr ausgebreiteten Nutzen habe, der sich sowohl auf die Metallurgie, Oekonomie, fast alle Handwerker und die Medizin erstreckt. In der Metallurgie ist es ganz unentbehrlich, denn es ist der Grund zur Scheidung der edlen Metalle von den unedlen, indem es sich sehr leicht mit denselben verbindet, in einem starken offenen Feuer aber sehr leicht theils wegrauchet, theils mit den kalcinirten unedlen Metallen zu Glas verwandelt, welches wegen seiner durchdringenden Eigenschaft bald in die Kapelle dringt, und die edlen Metalle rein zurückläßt. Eben so wichtig ist das Bley in der Glasmacherkunst und zur Bereitung allerley Art von Glasur — auch für die Maler ist es ein ganz unentbehrliches Mittel, und überhaupt würden wir die bestimmten Grenzen überschreiten, wenn wir den Nutzen des Bleyes in allen Handwerkern und Künsten anführen wollten.

In der Medizin leisten die Bleymittel ungemeinen Nutzen, besonders aber äußerlich; vorzüglich aber sind die Goulardschen Bleymittel der allgemeine Scherwenzel der Wundärzte geworden, und so vortreflich auch diese Mittel immerhin sind, so gewiß

ist es, daß mit denenselben ein unerhörter Mißbrauch getrieben wird. Goulard behauptet von seinen Mitteln, daß die feinen aufgelößten Bleytheilchen in die Oeffnungen der Haut dringen, die verdickten Säfte auflösen, und die Verstopfungen zertheilen, allein diese Theorie ist ungegründet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Arzneymittel, wenn es in die Blutmasse kommt, dieselben Wirkungen hervorbringt, es mag durch den Mund und die Milchgefäße, oder durch die einsaugenden Gefäße der Haut dahin gelanget seyn. Quecksilber erregt äußerlich, eben sowohl den Speichelfluß, als wenn es innerlich genommen wird, ja sogar Purgiermittel, die doch immer eine örtliche Wirkung auf einen besondern Theil zu haben scheinen, wirken oft, äußerlich gebraucht, eben sowohl als innerlich genommen. Daß Bley innerlich genommen, sehr üble Wirkungen hat, ist oben schon bemerkt worden. Sollte man daraus nicht schließen können, daß es eben dieselben Zufälle auch verursachen müßte, wenn es durch die Haut in den Körper gelangt? Aber Goulard behauptet, daß er nach dem äußerlichen Gebrauch des Bleyes nie einen von diesen Zufällen habe entstehen sehen, und Aikin sagt, daß er Bleymittel sehr oft und unter Umständen, die die Resorption sehr befördern, gebraucht, und dennoch nie einen einzigen von diesen Zufällen darauf bemerkt habe. Könnte man daraus nicht schließen, daß Bleymittel äußerlich auf die Haut gelegt, gar nicht resorbiret werden? Und daß die Bleymittel, und also auch das Goulardische Wasser und Bleyextrakt keine auflösende, sondern vielmehr eine trocknende und zusammenziehende Kraft habe, welche desto stärker ist,

je concentrirter die Bleytheilchen sind, und desto schwächer, je mehr solche verdünnet sind. Es scheint mir auch die trocknende und zusammenziehende Kraft des Goulardschen Wassers sehr zweifelhaft zu seyn. Es kann dasselbe diese Kraft von nichts anders als von den Bleytheilchen haben, die es enthält; aber wie viel sind denn in diesem Wasser Bleytheilchen? sind deren so viele, daß sie diesem Wasser eine trocknende und zusammenziehende Kraft mittheilen können? Ein Unzenglas, das bis an den Rand mit Bleyextrakt angefüllt war, wog nur fünf bis sechs und sechzig Grad mehr, als das Gewicht des Essigs betrug, mit welchem es bereitet worden war. Hundert Tropfen von diesem Extrakt, welches so viel ist, als man gewöhnlicherweise mit einer Kanne Regenwasser bey der Bereitung des Goulardischen Wassers vermischt, machen ohngefähr den fünften Theil einer Unze aus, und können also etwa 13 Gran Bley enthalten, wenn durch die Verbindung in der specifischen Schwere der Mischung hier keine Veränderung vorgeht. Es enthält daher eine Unze von dem Goulardischen Wasser blos einen Zehntheil eines Grans von Bley, und diese sollen nun eine trocknende und zusammenziehende Kraft äußern, die außerdem noch von dem vielen Wasser verdünnt und geschwächt sind. Davon kann ich mich nicht überzeugen. Ein Kaffelöffel voll Bleyextrakt und zwey voll Brandwein werden gewöhnlich nach Goulards Vorschrift in eine Bouteille Wasser gethan und davon sollen nun die vortreflichen Wirkungen, die man dem Goulardschen Wasser zuschreibt, abhängen; aber wer sieht nicht, daß dieses Wasser kaum etwas mehr, als bloßes

Wasser thun und wirken kann, entweder als kaltes oder warmes Wasser, nachdem es kalt oder warm gebraucht wird? Die Wirkungen also, die man dem Goulardischen Wasser zuschreibt, würde ich nicht den darin enthaltenen sehr wenigen Bleytheilchen, sondern dem bloßen Wasser, kalten oder warmen, nachdem es als solches applicirt wird, zuschreiben. Dieses soll mich indeß nicht abhalten die guten und schädlichen Wirkungen der Goulardischen Mittel, so wie sie von den Aerzten bemerkt worden, anzuführen.

Bey Entzündungen werden nicht nur von Goularden, sondern auch von vielen Andern die Bleymittel sehr gerühmt und ihnen ein Vorzug für den erweichenden Mitteln zugeschrieben. Allein bey Bestimmung der äußerlichen entzündungswidrigen Mittel hat man auf die Beschaffenheit des ganzen Körpers und des leidenden Theils zu sehen. Je empfindlicher, trockner, gespannter der Körper oder der leidende Theil ist, desto zuträglicher sind überhaupt erweichende befeuchtende Mittel; schlaffe, welke, feuchte Körper oder Theile erfordern mehrentheils zusammenziehende Mittel. Hitzige und heftige Entzündungen erfordern mehrentheils besänftigende und erweichende Mittel; chronische hingegen zusammenziehende und stärkende Mittel. Jene entstehen meistentheils durch Reiz und unordentliche heftige Bewegungen; bey diesen hingegen ist oft Schwäche, wo nicht immer gleich anfänglich, doch gemeiniglich in der Folge. Auf entzündete Theile, aus welchen eine scharfe Feuchtigkeit fließt, darf man nicht zusammenziehende Mittel legen; sie stopfen den Ausfluß,

halten die Schärfe zurück und vermehren dadurch die Entzündung. Schleimige besänftigende Mittel hingegen mindern die Schärfe und alle daher rührende Beschwerden. Dies gilt z. B. von der feuchten hitzigen Augenentzündung, vom Tripper u. s. w. Es ist hieraus abzusehen, was von denen Girtanerschen Einspritzungen gleich beym Anfange des Trippers zu halten, und wie viel Schaden damit angerichtet werden kann.

Beulen vertragen die Bleymittel gar nicht, ob sie gleich Goulard dagegen sehr empfiehlt und rühmt; theils weil sie oft von einer schädlichen Materie entstehen, welche nach den äußern Theilen hingetrieben worden; theils weil hier die Natur gemeiniglich Eiterung zur Absicht hat, der man sich vergebens, ja nicht ohne Gefahr widersetzt. Die Bleymittel können keine Zertheilung bewirken, höchstens vermindern sie die Zufälle der Entzündung und lassen eine kalte Härte zurück, die nun noch schwerer zu zertheilen ist; zuweilen ist die Zertheilung einer entzündeten Geschwulst gar nicht möglich — und sobald man dieses merkt, sollte man von allen Versuchen, die Geschwulst zu zertheilen, abstehen und sogleich die Eiterung befördern. Auch in diesem Fall empfiehlt Goulard seine Bleymittel und man kann wirklich nicht begreifen, in welcher Absicht, denn sie thun offenbar das Gegentheil von dem, was gethan werden soll, und verhindern die Eiterung. Goulard behauptet zwar, daß sie solche vielmehr befördern, ja das schon wirklich erzeugte Eiter zertheilen; aber wie ist das möglich? Die mehrsten Beobach-

tungen, wodurch er diese besondere Wirkung der Bleymittel zu beweisen sucht, betreffen eiternde Bubonen; es ist aber bekannt, daß diese zuweilen von sich selbst verschwinden. Was er von den Wirkungen des Bleyextrakts auf harte Geschwülste behauptet, bestätigt weder Theorie noch Erfahrung. Die Bleymittel verschließen vielmehr den engen Ausgang, die feinen Kanäle der wie ein Knäuel von tausend feinen seidenen Fädchen künstlich zusammengewickelten Drüsen, und auf ewig verhärtet, vermag keine menschliche Macht die Verhärtung zu erweichen.

Blutschwären gehen gemeiniglich in Eiterung über und erfordern erweichende Mittel. Alle zusammenziehende und also auch die Bleymittel, sind daher hier zweckwidrig, ja schädlich aus denselben Ursachen, aus welchen sie es bey Beulen und hitzigen Geschwülsten sind. Bey einzelnen Blutschwären hat das Goulardische Wasser, mit Brodkrume vermengt, zuweilen eine Zertheilung bewirkt, sehr oft aber auch größern Schmerz und Härte verursacht; wo aber viele Blutschwären zugleich auf der Haut waren, thut es immer widrige Wirkung.

Brandschäden, wenn sie leicht und gering sind, und wo die Wirkung des Feuers sich nicht über das Oberhäutchen und nicht tief erstreckt und das Oberhäutchen entweder gar nicht oder nicht gleich und nur wenig von den unterliegenden Theilen getrennt ist, ist das Bleywasser eins der brauchbarsten Mittel. Hingegen bey heftigen, tiefeindringende Brandschäden sind die Bleymittel, wie alle zusammenziehende und

trocknende Mittel offenbar schädlich. Verbrennen der Augen, die gewöhnlich mit einer Verdunkelung der Hornhaut verbunden sind, vertragen die Bleymittel nicht, sie vermehren die Schmerzen und hindern die Abblätterung der Hornhaut.

Geschwüre. Nur dann können Bleymittel bey Geschwüren gebraucht werden, wenn die Ursache derselben und die der Heilung derselben im Wege stehenden Hindernisse gehoben sind, oder wenn sich das Geschwür wegen Erschlaffung der Theile und zu starken Zuflusses der Säfte nicht schließen will. Bey Fistelschäden haben die Goulardischen Mittel ebenfalls keinen Nutzen gebracht, nur dann wann die Fistel gereinigt und in ein einfaches Geschwür übergegangen ist, beschleunigen sie die Heilung. Es ist auch noch zweifelhaft, ob die von Goulard angeführten Fälle, wo die Bleymittel geholfen haben, wahre Fisteln gewesen sind. Den Erzählungen nach scheinen sie mehr gutartige Geschwüre gewesen zu seyn, die sich etwas tief in die Theile erstreckten.

Verletzungen der Flechsen, z. B. bey Gelegenheit des Aderlassens, wovon ein heftiger anhaltender Schmerz, starke Entzündung, Unbeweglichkeit des Gliedes, heftiges Fieber und Zuckungen die Folge sind, thut das Goulardische Wasser vortrefliche Dienste, besonders wenn es mit Kampherspiritus und Thedens Arquebusade vermischt ist. Warme Umschläge von Brodkrume und dem Goulardischen Wasser thun gleichfalls hier herrliche Dienste. Wenn sich aber ungesunde Säfte oder eine

Schärfe auf den verletzten Theil wirft; so thut man am besten, wenn man die Vereiterung befördert.

Schußwunden, wenn keine große Verlezzungen der Theile damit verbunden sind, vertragen die Bleymittel, aber wenn sie nur einigermaßen beträchtlich, so muß die Eiterung sobald als möglich erregt werden, und deswegen sind in die Wunde blos erweichende Mittel zu legen, aber auf den äußern Umfang der Wunde und auf das ganze verwundete Glied kann man geistige zusammenziehende Mittel legen.

Hautausschläge. In diesen Krankheiten sind von jeher die Bleymittel zum äußerlichen Gebrauch empfohlen worden, deswegen wurden dieselben in Verbindung mit andern Ingredienzien als Salben beym Ausbruche der Lustseuche angewandt. Folgende Formel war eine der gewöhnlichsten.

℞. Thuris
Masticches ana Uncias duas et semis
Cerussae Libram unam et semis
Lithargyrii Uncias binas
Argenti vivi Uncias quatuor
Axungiae porcinae Libram unam et semis
Olei rosati Uncias quatuor
M. f. Unguentum, mit welchem man den ganzen Körper neun Tage hindurch warm einreibt.

Allein der unvorsichtige Gebrauch dieser Mittel hat in langwierigen Hautübeln großen Schaden

angerichtet. Ist ein Ausschlag von freyen Stücken entstanden, und war er kritisch, so taugen überhaupt keine äußerliche Arzneyen, am wenigsten die Bleymittel. Ist der Ausschlag ein Symptom einer andern Krankheit, so thun äußerliche Mittel überhaupt keine Dienste, am allerwenigsten Bleymittel. Nur dann, wo die Krankheit schon lange gedauert, durch innere Mittel der Zunder gehoben worden, und eine bloße Lokalschwäche dieselbe noch unterhält, da sind Bleymittel anwendbar.

Grindkopf. Hier leisten äußerlich die Bleymittel gute Dienste, wenn man vorher innerlich vierzehn Tage lang Antimonial- und Quecksilberarzneyen nach Beschaffenheit der Umstände und des Alters des Patienten gereicht hat. Man verordnet folgendes Liniment.

℞. Mellis Rosarum Uncias quatuor
Tincturae Myrrhae Uncias binas
Camphorae Drachmam unam
Extracti Saturni Drachmam semis
M. f. Unguentum. D. S. Morgens und Abends den Kopf damit zu pinseln.

Wenn dieses nicht verfangen sollte, so kann man mit zerriebenem weissem Brod, einem Dekokt der Grindwurzel und Bleywasser einen Brey zusammenkochen, und einzelne Stellen mit diesem Ueberschlag bedecken, den man noch fleißig mit warmem Bleywasser anfeuchtet, die nachher wunden Stellen werden mit Eyeröl befeuchtet, und so nach und nach dieser Grind geheilt.

Außer denen Fällen, wo das Bley äußerlich als Arzneymittel angewandt wurde, wandte man es auch als Schönheitsmittel an. So wurde dieses Metall in ältern Zeiten häufiger als jetzt zur weissen Schminkbereitung genützt.

In eine gewisse Quantität vom besten Essig wurde reines gefeiltes Bley geworfen. Nach und nach lößte der Essig das Bley völlig auf, der Essig blieb klar, bekam aber einen vollkommen süßlichen Geschmack. Den hellen und reinen Theil dieser Auflösung brachte man in ein Zuckerglas, goß dazu in Wasser aufgelößte Pottasche, oder Sode. Die Mischung ward trüb und milchweiß, allmälig fiel ein weißes sehr feines Pulver auf den Boden des Geschirres nieder, und die Mischung war klar. Man schüttete das auf dem Pulver stehende Flüssige ab, übergoß das Pulver mehrere Male mit laulichtem Wasser, um es vollends abzuwaschen, und trocknete es zuletzt im Schatten.

Dieses weiße Pulver verkaufte man als Schminke, indem dieser Metallkalk schneeweiß, sehr feinstäubig und geschmacklos war. Der wahre Name dieser Schminke sollte blanc de plomb seyn; allein theils das Verbot Bleyschminke zu verkaufen, theils der Trieb zum Wucher nöthigte die Parfümeurs, diese Schminke mit den sonderbarsten Namen zu belegen, um den Wolf gleichsam in einen Schaafpelz zu verhüllen.

Man kann diese Schminke nach folgender Methode prüfen.

1) Sie ist schwerer als jede andere weiße Schminke, die nicht aus Metall bereitet worden.

2) Gießt man reines Scheidewasser oder Essig auf dieselbe, so lößt sie sich nach und nach in diesen beyden Flüssigkeiten auf, giebt ihnen einen süßlichen Geschmack, und läßt sie so hell wie sie vor der Mischung waren.

3) Eine solche Schminke in Essig aufgelößt, verändert keineswegs seine Farbe, gießt man aber in Wasser aufgelößte Pottasche hinzu, so trübt sich der Essig, wird plötzlich milchfarbig, und man erhält durch das Filtriren seine vorige Schminke wieder.

4) Stellt man solche Schminke in einem Tiegel bey das Feuer, so wird dieselbe nach und nach hochgelb, verstärkt man das Feuer, so wird dieselbe roth, steigt man alsdann schnell mit der Feurung, so fließt dieselbe zu einer gelben halbverglaßten Masse.

5) Schichtenweis diese Schminke mit Kohlenstaub oder schwarzem Fluß in einen Tiegel gelegt, durch eine starke Feurung denselben hinreichend erhitzt, reduzirt den Bleykalk zu wahrem vollkommenen Bleymetall.

6) Kocht man diese Schminke mit Oelen vermischt, so lößt sie sich zwar darin auf, die Oele werden aber dick.

Außerdem hat man eine gemischte weiße Schminke aus Bley und Wismuth, welche man unter dem bekannten Namen Eau de perles

à la Dauphinée lange als ein Arkanum verkaufte, welches aber durch chemische Versuche gänzlich enthüllet worden.

Man nimmt ein Pfund Rosenwasser, Wismuthmagister zwey Quentchen, Bley in Essig aufgelößt anderthalb Loth und eben soviel Benzoestinktur, Bergamotöl fünfzehn Tropfen, Nelkenöl fünf Tropfen, und schüttelt die ganze Masse in einem Gefäße heftig. Während diesem heftigen Bewegen dieser Mischung wird dieselbe trübe, milchweiß, so wie man sie aber ihrer Ruhe überläßt, fällt aus der Flüssigkeit ein weißes Metallkalk mit der Benzoes aus der Mischung auf den Boden des Gefäßes, die über dem niedergeschlagenen Pulver stehende Flüssigkeit ist hell und klar. So wie man von neuem aber das Gefäß erschüttert oder bewegt, erhebt sich der Niederschlag, vertheilt sich in dem Flüssigen, und macht sie wieder milchweiß.

Diese in flüssiger Gestalt bearbeitete Schminksorte läßt sich auf folgende Art prüfen. Vordersamst muß man durch Talchpapier oder sonst eine Filtrirmaschine das Flüssige vom Niederschlag absondern, dieses eigentlich schminkende niedergeschlagene Pulver zeigt alsdann die Merkmale eines Gemisches von Bleykalch, Wismuthkalch und Benzoes. 1) Uebergießt man dieses Pulver mit starker konzentrirter Salpetersäure, so lößt sich dasselbe nicht gänzlich auf, ein weißer Theil fällt zu Boden, welcher, wenn man ihn absondert, sich im Weingeist auflößt und als wahre Benzoes verhält. Verdünnt man die vorige

Auflösung in Salpetersäure mit Wasser, so fällt der Wismuth als Kalch zu Boden, das Bley bleibt aber aufgelößt; untersucht man den gefällten Kalch, so ist der Geruch wahrhaft metallisch. Die auf dem Wismuthkalch stehende Flüssigkeit in ein besonderes Geschirr gethan, schmeckt süß, ist helle, sobald man sie aber mit einer wässerigen Pottaschenauflösung vermischt, wird sie augenblicklich trüb, milchweiß, und das Bley fällt als ein weißer Niederschlag in Kalchform zu Boden. 2) Vermischt man dieses Pulver mit Kohlenstaub, und setzt dasselbe in einem Tiegel einer sehr starken Feuerung aus, so steigt ein wohlriechender Benzoesgeruch auf, es entsteht ein Metallgemisch, das härter als Bley, leichter wie jenes im Feuer, schmilzt, und eine weiße Farbe nebst einer beträchtlichen Sprödigkeit besitzt.

Es ist aber in der That eine wahre Schwachheit, durch solche Mittel die Schönheit erhöhen zu wollen. Schönheit der Haut ist nichts mehr und nichts weniger als Gesundheit der Haut, eine reine Abspiegelung der innern Harmonie des Körpers in seiner Oberfläche. Dieses Verhältniß des Innern zum Aeußern ist so genau, daß sich fast jeder Fehler im Innern zu allererst in der Oberfläche, besonders im Gesichte, zeigt. Wie oft erschrickt man nicht über das Ansehen einer Person, die sich noch völlig gesund glaubt! und in wenig Tagen beweißt sich durch ihr Krankwerden, daß sie schon damals den ganzen Stoff dazu im Körper hatte. Wie lange medizinirt man nicht oft vergebens an Flecken, Schwinden und ähnlichen Zufällen der Haut, bis

man endlich bemerkt, daß ein versteckter Fehler in der Leber die Ursache, und dies das erste Signal gewesen sey, wodurch uns die Natur aufmerksam machen wollte! Gewiß eine sehr weise Einrichtung, uns den Verräther innerer Unordnungen auf die Stirn zu prägen; aber wie wenig nutzen wir sie! Entweder wir übertünchen mit Fleiß diesen wohlthätigen Spiegel, oder wir hören nicht auf ihn zu putzen, ohne zu bedenken, daß er in einer feuchten Luft hängt, welche ihn, alles unsers Putzens ungeachtet, immer wieder anlaufen machen muß. Wir glaubten Schönheit der Haut erreichen zu können, ohne Schönheit der Säfte, die ihr das Daseyn geben, und würden doch gewiß lachen, wenn jemand durch beständiges Abreiben seine verschleimte Zunge reinigen wollte, deren Ursache ein verschleimter Magen ist. — Ueberdieß ist uns ja die Haut nicht blos zur schönen Larve gegeben, die wir nach Belieben verzieren und lakiren können; sondern sie ist das wichtigste Organ unsers Körpers zur Absonderung einer Menge schädlicher Unreinigkeiten, die unsichtbar, aber in unglaublicher Menge, stets dadurch ausdampfen, und deren freyer Durchgang zur Erhaltung der Reinigkeit des Bluts und der Schönheit selbst unentbehrlich ist. Daher kommt es denn auch, daß wenn wir durch anhaltenden Gebrauch solcher angeblichen Schönheitsmittel diese ganze Wirkung der Haut unterdrückt haben, sie endlich trocken wird, und als ein unächtes Werkzeug abstirbt, die dadurch zurückgehaltenen Schärfen aber entweder in der Haut stecken bleiben und die garstigsten Ausschläge machen, oder zurückgehen und auf edlere Theile fallen.

So sehr die Wirkungen des Bleyes auch immerhin verschrieen seyn mochten, so haben sich doch Aerzte gefunden, welche dasselbe innerlich dem menschlichen Körper in verschiedenen Krankheiten zu geben wagten: Dahin gehöret

Der Tripper. Paul Herrmann gab solches in Verbindung mit dem Guajakharz. Er bediente sich folgender Formel.

℞. Resinae Guajaci scrupulum unum
Merc. praecipit. viridis grana quinque
Sachari saturnini scrupulum semis
Succini praeparati grana quindecim
Terebinth. seu Balsam. Peruvian.
q. s. ut fiant pilulae pro
una dosi.

Mayern gab folgende Composition:

℞. Camphorae scrupulum semis
Salis saturnini scrupulum unum
Salis Tartari grana duodecim
Cassiae fistularis drachmam semis
Terebinth. venet. drachmam unam
Misce fiat Bolus.

Friedrich Hofmann empfahl in eben dieser Krankheit eine Auflösung vom Sacharo Saturnino in Terpenthinöl mit Kampher, und Astruc empfiehlt den innerlichen Gebrauch der Bleymittel in dem hartnäckigen Nachtripper, doch mit der Kautel, nur sehr kleine Gaben zu reichen, und auf die Zufälle

Achtung zu haben. Sollten Sodbrennen, Aufstoßen, Drücken in der Magengegend u. s. w. entstehen, so müsse man von dem Gebrauche abstehen.

Herr Doktor Michaelis in Leipzig in seiner Uebersetzung von Nisbets Abhandlung über die Lustseuche führet in der Anmerkung S. 67. von der großen Wirksamkeit dieses Mittels folgenden Fall an. „Ein robuster Mann vierzig Jahr alt hatte einen äußerst hartnäckigen Tripper, der schon geraume Zeit allen Arten von Mitteln widerstanden hatte. Der Patient stand in einem solchen Beruf, daß er fast beständig auf Reisen zu Pferde seyn, aller Unordnung des Verhaltens sich aussetzen müssen. In diesen Umständen, da bereits nach der Erzählung des in dergleichen Fällen nicht unerfahrnen Patienten alle Arten von Einspritzungen ohne den erwünschten Erfolg waren angewendet worden, besorgte Herr Michaelis eine concentrirte mit Wegbreitwasser bereitete Auflösung von Bleyzucker, mit etwas Kampher versetzt, und bey Schlafengehen eine balsamische Pillenmasse, welche allermeist aus Gummi Guajac bestand, welche aber ebenfalls mit Bleyzucker und Kampher versetzt war, und durch diese doppelte Anwendung wurde der so tief eingewurzelte und langwierige Tripper ohne Umstände glücklich und aus dem Grunde gehoben, und der Patient in den vollkommensten Gesundheitszustand versetzt, den er auch über zwanzig Jahre bey einer sehr vermehrten Korpulenz genossen hat. Ein zweyter Fall, der diesem vollkommen ähnlich war, eines von Constitution etwas schwächlichen jungen Menschen, der durch das

nām-

nämliche Mittel geheilt wurde, und sich in dem besten Wohlseyn befindet, gab Herr Michaelis zu erkennen, daß der Bleyzucker unter den rechten Umständen eine heilsame Arzney abgeben kann.“

Convulsionen. Aus denen merkwürdigen Beobachtungen die M. Saxtorph über den innerlichen Gebrauch des Bleyzuckers mitgetheilt hat, will ich nur folgende ausheben.

„Maria Elisabeth Volke, eine ledige Weibsperson von 23 Jahren, die seit ihrem zwölften Jahre öfters von dem hysterischen Uebel geplagt, und daher eilfmal ins Krankenhaus aufgenommen worden war, kam am 4. Dezember 1789 mit eben dieser Krankheit behaftet, wieder in dasselbe.“

„Außer den gewöhnlichen Zufällen der Hysterie, hatte sie täglich einigemal einen epileptischen Anfall hysterischer Art, der mit einem ziemlich langwierigen Schlucken abwechselte. Sonst waren keine Kennzeichen einer andern Krankheit vorhanden, und die Monatsreinigung hatte sie ganz ordentlich. — Aderlassen, die übelriechende Asa, der Mohnsaft, die spanischen Fliegenpflaster, und die Quassia wurden angewandt, auch der Leib immer gehörig offen gehalten.“

„Diese Mittel wurden ohne alle Erleichterung der Zufälle, acht bis zehen Wochen fortgebraucht; es nahm vielmehr die Krankheit so zu, daß sich nicht nur alle Stunden, und manchmal noch öfterer der epileptische Anfall einstellte, sondern auch das

allgemeine Sensorium angegriffen ward, daher die Kranke oft einen ganzen Tag lang, und bisweilen noch länger völlig verstandlos war."

„In diesem beklagungswürdigen Zustande glaubte man nicht unrecht zu handeln, ein Mittel anzuwenden, welches zwar unvorsichtig gebraucht, schädliche Folgen nach sich ziehen konnte, aber, mit Behutsamkeit angewandt, wahrscheinlicher Weise einigen Nutzen schaffen würde. Dreymal bekam die Kranke täglich einen Viertelgran Bleyzucker mit einem Scrupel präparirten Muschelschaalen und diese Quantität wurde nach und nach so erhöhet, daß sie endlich sechsmal des Tages die angegebene Portion nehmen mußte. Nach acht Tagen verschwanden die epileptischen Zufälle; allein der starke Schlucken und der Schmerz auf der linken Seite, womit sie seit einigen Jahren geplagt worden war, hielten immer noch an. Sie mußte täglich einen halben Gran nehmen, und damit fünf Wochen lang fortfahren, nach welcher Zeit auch der Schlucken verschwand. Sie wurde auf eigenes Verlangen den 16. April aus dem Hospital entlassen."

„Am 4. März 1790 kam diese Person mit der nämlichen Krankheit behaftet, wieder in das Hospital. Sie hatte aber diesesmal nicht nur gar keine epileptischen Anfälle, sondern es waren auch die übrigen Zufälle weit gelinder. Sie nahm gleich anfänglich dreymal des Tages einen halben Gran Bleyzucker, und erhöhete die Quantität dieses Mittels nach und nach so, daß sie nach einigen

Tagen sechsmal täglich die angegebene Portion nahm. — Die Krankheit verschwand, und am 14. May wurde sie aus dem Hospital entlassen."

„Von dieser Zeit an hat sie diese Krankheit nie wieder gehabt, außer ein einziges mal, nachdem sie eine ganze Nacht bey einem epidemischen Kranken zugebracht hätte, worauf sie die Epilepsie wieder bekam, die aber von keiner Dauer war. Auch diesesmal entstanden keine schädlichen Folgen auf den Gebrauch des Bleyzuckers, und die Kranke hatte einen von selbst offenen Leib."

„Maren, eine ledige Weibsperson von 35 Jahren, wurde am 11. März 1789. in das öffentliche Krankenhaus aufgenommen. Bey Untersuchung der Krankheit fand man, daß eine hysterische Epilepsie vorhanden, und die Kranke etwas blödsinnig war. Die Monatsreinigung stellte sich zwar zur gehörigen Zeit ein, gieng aber doch nicht ohne Beschwerden ab, und um diese Zeit war auch die Hysterie und die Albernheit stärker."

„Man versuchte verschiedene Mittel, theils um die monatliche Reinigung zu befördern, theils um die Epilepsie und die damit verbundene Blödsinnigkeit zu heben; und diese Bemühungen und Mittel waren auch nicht ganz fruchtlos: denn oft verschwanden alle Zufälle. — Allein, wenn sie ihre Veränderung bekam, stellten sich auch alle Zufälle wieder ein, und hielten dann meistentheils einige Monate lang an."

„Da die Kranke auf diese Weise ohne alle Besserung ein ganzes Jahr zugebracht, so wurde ein

Pulver, das aus einem halben Gran Bleyzucker und einem Scrupel präparirten Muschelschaalen bestand, auch dieser Kranken, und zwar anfänglich dreymal, und in der Folge sechsmal täglich gereicht, nach dessen vier Wochen lang fortgesetztem Gebrauch sie hergestellt war. Sie mußte noch drey Wochen damit fortfahren, und dann einige Wochen lang einen Quassienaufguß trinken. Ihre Reinigung floß jetzt nicht nur ohne alle Beschwerde, und sie selbst befand sich so wohl, daß sie das Hospital verlassen konnte, sondern sie genoß auch nachher eine dauerhafte Gesundheit.

„Marie Såland, eine sechs und zwanzigjährige ledige Weibsperson, welche den 30. November 1789, ins Hospital gekommen war, klagte über Schwäche, großen Durst, Congestionen nach dem Kopfe und über Schmerzen in demselben. Der Puls war veränderlich, doch immer mehr oder weniger schnell und klein, die Haut trocken, die Zunge rein, und in dem Urin zeigte sich bald ein Wölkchen, bald ein Bodensatz. Die Eßlust fehlte gänzlich. Chinadekokt, spanische Fliegen und Senfpflaster, wie nicht weniger eröffnende, antihysterische und Wurmmittel halfen nichts."

„So waren drey bis vier Monate verflossen, und man war nicht im Stande gewiß zu bestimmen, was für eine Krankheit eigentlich vorhanden, und welches die passendsten Mittel wider dieselbe wären. Als sich aber in der Folge einige hysterische Zufälle dazu gesellten, so ließ man dieser Kranken auch einen

halben Gran Bleyzucker, anfänglich dreymal, und in der Folge sechsmal täglich nehmen. Anfangs bekam sie davon ein gelindes Brechen, und nach drey Wochen wurden ihre Zähne schwarz, und sie fieng an einen Speichelfluß zu bekommen. Diese Zufälle nahmen nicht nur bey dem vierzehn Tage lang fortgesetzten Gebrauch des Bleyzuckers beträchtlich zu, sondern es entstanden auch starke Eiterungen im Munde und auf der Zunge, und die Kranke warf durch den Mund eine äußerst bittere grünliche Materie aus, welches ihr einige Erleichterung verschaffte."

„Es waren nun verschiedene Ursachen vorhanden, welche eine Veränderung in der Kur nothwendig machten. Denn die Kranke verspürte von dem Brechen einige Besserung. Dies bewog ein Brechmittel zu geben, und da auch dieses Erleichterung verschaffte, täglich einen Gran Brechweinstein mit einem Scrupel von der Ipecacuanha zu verordnen, worauf sie beständig vierzehn Tage lang eine gallichte, in der Folge aber einige Tage lang nur schleimizte Materie auswarf. Seitdem sie angefangen hatte Brechmittel zu nehmen, besserte sich ihre Krankheit täglich; das Fieber, der Durst und die Schwäche verschwanden, der Speichelfluß ließ nach, Appetit und Munterkeit stellten sich ein, kurz die Kranke verließ völlig gesund das Hospital."

„Zur Wiederherstellung dieser Kranken hatte zwar der Gebrauch des Bleyzuckers nichts beygetragen; allein die Schwärze der Zähne, der Speichelfluß und die Eiterung in dem Munde rührten unstreitig

von demselben her, und sie beweisen zugleich, daß dieses Mittel in die Blutmasse übergehen kann, ohne jene Zufälle hervorzubringen, die, nach der gewöhnlichen Theorie, schon dann, wann sich dasselbe noch in den ersten Wegen befindet, ihren Ursprung davon nehmen sollen."

„Zu eben der Zeit kam eine andere unverheyrathete Weibsperson von 20 Jahren in die Kur, welche sehr hysterisch war, und schon seit drey Wochen täglich 18 Gran Bleyzucker genommen hatte. Es sind hieraus gar keine schlimme Folgen entstanden, außer daß die Person einen gelinden Speichelfluß und ein Erbrechen davon bekam, weßwegen das Medikament einige Tage ausgesetzt werden mußte. Die epileptischen Bewegungen sind jetzt zwar geringer, haben aber doch noch nicht völlig aufgehört."

Allein es werden mehrere Versuche erfodert, ehe man mit Zuverlässigkeit bestimmen kann, was der Gebrauch des Bleyzuckers in verschiedenen Krankheiten vermag. Doch lehren die angeführten Versuche und Beobachtungen so viel, daß der innerliche Gebrauch dieses Mittels nicht so gefährlich ist, als man gemeiniglich glaubt; und sie scheinen daher (zumal da so viele andere mineralische Körper eine so große Wirksamkeit äußern, und selbst die Bleymittel, äußerlich angewandt, heilsame Wirkungen leisten) einer größern Aufmerksamkeit der Aerzte und einer genauern Prüfung würdig zu seyn.

vid. Sammlung auserles. Abhandl. für praktische Aerzte. B. XV. S. 335. seq.

Wir können uns überhaupt von den allerwenigsten Instrumenten unserer Kunst rühmen, daß wir ihre Wirkungsart im strengsten Sinne wissenschaftlich einzusehen im Stande wären — Der Grund davon liegt in gewissen verborgenen Kräften derselben und in Beziehung dieser, auf verschiedenen eben so verborgenen Beschaffenheiten des Kranken, auch wohl gewisser äußern Umstände. Wenn wir z. B. ein Brechmittel gaben, so schließen wir daraus, daß es in einer sehr großen Menge anderer Fälle Brechen erregte, im gegenwärtigen auf einen gleichen Erfolg; wir können aber mit Gewißheit weder bestimmen, daß er erfolgt, oder wie er erfolgt. Die geringste Gabe von Brechweinstein kann oft bey manchen Menschen wie ein Gift wirken, und ihn in den Stand des Grabes bringen. — Deswegen auch der Begrif eines Giftes ein relativer Begrif ist, indem unschädliche Arzneyen in starker Dose den Menschen ins Grab stürzen — Gift hingegen in kleinen Gaben denselben davon erretten kann. Der Brechweinstein liefert uns hiervon ein klares Beyspiel. Man kann aus Bosheit oder Unvorsichtigkeit und in einer einzigen Dose eine große, beträchtliche Menge von dem besten präparirten Brechweinstein geben, sobald er in den Magen kommt, wird er die schmerzhafteste Empfindung hervorbringen, es wird Blutbrechen, Convulsionen, Entzündung, Brand und Tod zum Vorschein kommen. Dies sind die Früchte der übeln Anwendung des Brechweinsteins, und alsdann ist er ganz gewiß ein wahres Gift. Man löse eben die Menge Brechweinstein in zwey oder drey Gläser Wasser

auf, und man gebe sie in einer gehörigen Zwischenzeit; die beschriebenen Zufälle werden erscheinen, aber nicht so lebhaft und weniger gefährlich seyn. Man wird das Uebel heben können, und die Gefahr wird nicht so drohend seyn, ob man gleich einen starken Fehler in Ansehung der großen Menge des Hülfsmittels begangen. Vermehrt man aber noch mehr die Menge des Wassers, läßt man bey jeder genommenen Gabe eine gehörige Zwischenzeit verstreichen, so werden sich die Gefahr und die Zufälle immer mehr vermindern; und je mehr man die Menge des Wassers vermehrt, und einen größern Zeitraum zwischen jeder Dose verstreichen läßt, so wird das Mittel immer desto sicherer gemacht, ja man kann ihm endlich seine Brechen erregende Kraft gänzlich rauben, und in eine blos abführende verwandeln, ja endlich auch diese Eigenschaft entziehen, und in eine bloße auflösende verändern — Eben dieses gilt auch von dem Sublimat, eines der stärksten Gifte — Die Dose, welche man auf einmal giebt, die plötzlich den Tod verursachen kann, wird nur schmerzhafte Empfindungen und Zufälle der Entzündung hervorbringen, wenn sie getheilt und zu verschiedenen Zeiten gegeben worden, und so wie man dieselbe vermindert, und in mehr Wasser auflöset, so wird man endlich diese unangenehmen Empfindungen mildern, mäßigen, ganz unterdrücken, und dieses schreckhafte Gift in eine heilsame Arzeney verwandeln können. Warum sollte nach der Analogie zu schließen, nicht ein Gleiches vom Bley zu erwarten seyn? Ich glaube sicher, daß Zimmermann Recht hat, wenn er in seiner Abhandlung

von der Ruhr sagt: S. 282. „Das Bley ist immer noch, ein von seiner guten Seite noch nicht genugsam gekanntes, und Aerzten von Genie viel versprechendes Mittel.“

Daß auch nicht immer, selbst nach einer starken Gabe von Bley tödtliche Zufälle erfolgen, beweiset folgendes Beyspiel. „Ein Rekrute, der kurz zuvor einen Tripper bekommen hatte, nahm, um solches bey dem Regimente zu verbergen, ein ihm gegebenes Arzeneymittel ein, welches, wie man nachher erfuhr, aus zwey ganzen Quentchen Bleyzucker mit Milch vermischt, bestand. Er nahm den fünften Junius des Abends die Hälfte davon, und klagte fünf Stunden darauf über einen großen Schmerz in seinen Gedärmen und Rücken, mit einer sehr heftigen und schmerzhaften Ausdehnung oberhalb und unterhalb des Nabels. Da aber der Kranke nicht vermuthete, daß diese Zufälle Folgen des von ihm genommenen Mittels wären, so nahm er den Rest von solchem auch noch ein. Binnen einer Stunde vermehrten sich seine Beschwerden in einem hohen Grade. Er verlohr gänzlich den Gebrauch der Sprache und nachher seinen Verstand, in welchen Umständen er in das Hospital gebracht wurde. Er hatte einen starken und allgemeinen Schweiß, sein Puls war ungewöhnlich weich und langsam, indem er nicht über vierzig Schläge in der Minute that, und der Kranke brach oft eine grüngallichte Feuchtigkeit hinweg. Wir konnten zwar keine sichere Nachricht bekommen, was eigentlich der Kranke genommen haben mußte, schlossen aber doch aus den Umständen,

daß er Gift bekommen hätte, daher man ihm häufig warmes Wasser zum Oel eingoß. Eben dergleichen wurde ihm in Klystieren beygebracht, und da man solches oft wiederholte und dem Kranken auch Purgiermittel eingab, so bekam er endlich, obgleich mit einiger Schwierigkeit, Stuhlgang. Den sechsten Junius späte des Abends schien der Patient etwas wieder zu Verstande zu kommen, er bekam aber seine Sprache erst am siebenden Junius wieder, wo er mit einer stammelnden Stimme etwas spirituöses Getränke foderte. Er klagte über einen Schmerz im Kopfe, hatte aber wenig Schmerzen im Unterleibe, da er acht- oder neunmal Oeffnung gehabt hatte. Die Ausdünstung war die ganze Zeit über gleich stark und allgemein; allein am neunten Junius wurde solche des Morgens um vier Uhr etwas unterbrochen, weil der Patient einen Frost bekam, der eine halbe Stunde anhielt, worauf eine Hitze folgte, die sich mit einem Schweiße endigte. Es hielt solcher ohngefähr zwey Tage lang an. Während dieser Zeit wurde die Stimme des Patienten nach und nach verständlicher und sein Stuhlgang erfolgte ordentlich und von sich selbst, ohne Beyhülfe von Arzeneymitteln. Der Puls war noch immer langsam, und es geschahen nicht mehr als 56 oder 58 Schläge in der Minute, und dieses selbst wenn der Kranke gegessen hatte. Uebrigens aber hatte der Patient keine Beschwerden in den Gedärmen, noch folgte, nach einer solchen starken Dosis des Bleyes, eine Lähmung. Am 13ten Julius verließ er das Hospital. Sein Tripper aber war gleich in den ersten zwey Tagen vollkommen geheilt, und man konnte am

achten Junius kein Merkmal einiges Ausflusses oder einer Entzündung an der Harnröhre bey ihm entdecken. Noch sonderbarer, aber jedoch wirklich wahr ist es, daß einige alte venerische Geschwüre unter der Vorhaut, gegen welche der Patient lange Zeit vergeblich Quecksilber gebraucht hatte, eben so plötzlich ein Ansehen zur Heilung bekamen."

Confer. Francis Knight von den Wirkungen einer großen Dosis von Bleyzucker. In Samml. auserles. Abhandlungen für praktische Aerzte Th. XV. S. 34.

Was die andere Frage betrifft: Hat man Beyspiele, aus denen zuverlässig gefolgert werden kann, daß die Glasur des Töpfergeschirres solchen Personen nachtheilig geworden ist, die sich desselben bedienen: so sagt Hr. Hofrath Ebell hierauf folgendes.

„Die Frage, theilen unsere Töpfe das Gift den Speisen mit? wird nicht blos durch angestellte chymische Versuche, durch die Theorie, und durch den Argwohn, daß viele unserer endemischen Krankheiten und herrschenden Uebel, in diesem Bleygenuß ihren Grund haben können; sondern auch durch die mannichfaltige Erfahrung bejahet."

„Dr. Charleton, Arzt und Aufseher des großen Hospitals in Bath, sahe sechs Personen zu gleicher Zeit gelähmt, weil sie Aepfelwein getrunken hatten, welcher ihnen, da sie mit der Erndtearbeit beschäftiget waren, in einem neuen irdenen Kruge

war gebracht worden, daß aber das Bley in der Glasur aufgelöset war, erhellte nicht nur aus dieser Wirkung an allen sechs Personen, sondern auch daraus, daß dieser Cyder den zusammenziehenden süßlichen Geschmack gehabt hatte, welcher die Bleyauflösung besonders unterscheidet."

„Krünitz liefert aus einem Auszug aus dem 120ten Stück der Gazette salutaire vom Jahr 1766, nach welchem viele Menschen, die von einem weichen Käse, der mit Salz und Pfeffer angemacht, in einem alten, irdenen glasurten Topfe im Keller aufbewahrt worden war, gegessen, und gleich darauf Erstickungen, Koliken, Convulsionen, Brechen, Cardialgien und Schwindel erlitten hatten. Durch häufiges Milchtrinken, und gelinde Laxiermittel wurden diese Personen noch vom Tode gerettet."

„Theoretische Warnungen findet man bey einsichtsvollen Aerzten in großer Menge: allein wie wenig können diese überzeugen, da die wenigsten, selbst sachkundige Leser, chymische und toxicologische Vorkenntnisse genug haben, um das Beweisende aus solchen Theorien zu fühlen, und völlige Ueberzeugung von der wirklichen Schädlichkeit dieser Töpferwaare daraus zu erhalten. Solche blos auf Theorie gebauete Warnungen können ohnmöglich gehörige Wirkung haben, so lange der warnende Arzt noch selbst seine Speisen in solchen schädlichen Töpfen zubereiten läßt, können ihre Absicht nicht erreichen, weil große Aerzte für manchem Genuß als schädlich warnen, dessen Nachtheil noch äußerst ungewiß und problematisch ist."

„Hielte mich nicht der billige Entschluß, denen Aerzten nicht vorgreifen zu wollen, zurük, so könnte ich leicht von unendlich vielen, sowohl einzelnen Personen als ganzen Familien, Krankengeschichten erzählen, worin kein unbefangener Arzt die Wirkungen des Bleyes verkennen kann. Und wie könnten auch diese Wirkungen ausbleiben, da fast ohne Ausnahme alle europäischen Nationen diesem Giftgenusse in so großer Uebermaaße bisher ausgesetzt gewesen sind, daß wir wirklich genöthigt sind, zu den Wilden, oder in die Vorzeiten zurück zu gehen, um nicht vergiftete Menschen anzutreffen, welche wir als Muster, oder als Gegenstück gegen unsern Stand der halben Vergiftung aufstellen können."

vid. Ebell loc. cit. S. 341 — 440.

Allein so gewiß es ist, daß der unvorsichtige innerliche Genuß des Bleyes schädliche und traurige Folgen haben kann — so gewiß es ist, daß die Bleykolik durch Bley erzeugt werden kann — so gewiß ist es auch auf der andern Seite, daß das Bley diese Krankheiten nicht immer hervorbringt. Wäre dieses unbedingt der Fall, dann müßte man sie viel häufiger und vorzüglich in Feldhospitälern nach allen ihren Abstufungen finden. Die mehresten äußerlichen Arzneymittel, deren man sich bey Quetschungen, bey Wunden, bey andern Schäden, und sonst noch bey vielen andern äußern Krankheiten bedienet, enthalten Bley; und doch hat man noch nie bemerkt, daß durch den häufigen Gebrauch dieser Mittel die Bleykolik ist erzeugt worden. Ja nach den von mir oben angeführten Beobachtungen

hat man Bleypräparate innerlich mit dem besten Erfolge gegeben. Die Bleykolik kann also wohl nicht immer und allein Folge des Bleygenusses seyn; sondern sie muß vielmehr auch andere Umstände zum Grunde haben, die zu ihrer Entstehung neben dem Bley selbst das Ihrige beytragen — und Herr Westrumb hat Recht, wenn er sagt: „Omne nimium nocet. Diesen güldenen Spruch hat man, beym Proceß gegen die Bleyglasur, nicht immer — ich fürchte es — vor Augen gehabt." —

Hr. Hofrath Ebell, um seinen Satz zu unterstützen, beruft sich auf gerichtliche Protokollaraussagen einiger Töpfer, und sagt: „Die Aussagen des 2ten, 3ten und 5ten Zeugen, daß sie bey ihrem Handwerk nicht alt würden, Krämpfe, Gicht, Verstopfung und blasse Gesichtsfarbe u. s. w. erhielten, und ihr Vieh, Hunde und Katzen unfehlbar stürben, ist nicht als ein Zeugniß vom Effekt der gebrannten oder halb und unvollkommen gebrannten Töpfe und Schaalen zu betrachten, sondern vielmehr rührt dieses von dem Verschlucken des Staubs, der Silberglötte und ihrer Ausdünstung her, und kann hier nur als eine Bestätigung des ohnehin allgemeinen bekannten Satzes dienen: daß Silberglötte, und auch namentlich die Goslarische Silberglötte, die diese Töpfer verarbeiten, ein äußerst schädliches und tödtendes Gift sey."

Ebell Loco cit. S. 60.

Allein Herr Westrumb bemerkt bey dieser Gelegenheit dagegen so schön als wahr folgendes:

„Die mehrsten unter den vielen Töpfern, die ich sahe, hatten ein gesundes, ja mehrere unter diesen ein blühend gesündes, und beneidenswerthes Ansehen. Einige klagten über Krankheiten, woran das Bley schuld seyn kann, und nur drey Personen unter mehr als dreyßig Haushaltungen litten an der Gicht. In den Familien, denen das gesunde Ansehen fehlte, oder die über andere Krankheiten klagten, bemerkte ich entweder Mangel an den nothwendigen Bedürfnissen, große Eingeschränktheit der Wohnungen, Unreinigkeit, die der Mangel immer zur Folge hat, oder Diätfehler.“

„Fast alle Töpfer behaupten, die Glasur sey ihnen nachtheilig, und habe Einfluß auf ihre Gesundheit. Einige klagten, daß sie zu Zeiten von Koliken und Leibesverstopfungen ergriffen würden, aber unter folgenden Umständen.“

a) Wenn sie die nöthige Vorsicht hintansetzten, oder die erforderliche Reinlichkeit verabsäumten, und beym Reiben der Glasur, beim Auftragen derselben auf das Geschirr, oder beym Eintragen desselben in den Ofen sich nicht genug reinigten, und von der Glötte selbst als Staub, oder von demjenigen, was an den Händen hängen zu bleiben pflegte, mit Speisen und Getränken etwas verschlucken.“

b) „Wenn sie heiß glasirten, das ist, die Glasur in einem sehr heissen Zimmer auf die durch Stubenwärme erhitzten Gefäße auftragen

müssen. Der Glöttedunst, den sie dann einzuschlucken gezwungen wären, errege, aber nicht immer, auch nicht bey jedem, sondern nur bey schwächlichen Personen, jene Uebel.“

c) Auf die Frage: „Ob sie glaubten, daß die Gicht und die Lähmung der Glieder, an denen einige Töpfer und andere Personen aus ihren Familien leiden, von ihrer Arbeit und eigentlich vom häufigen Umgange mit der Glötte entstehen könne?“ äußerten sich einige zweifelhaft, andere, und zwar die einsichtsvollesten und erfahrensten Männer glaubten mit mir, daß man die Ursache dieser Krankheiten nicht in der Glötte, vielmehr in den öftern Erkältungen, denen sie ausgesetzt sind, und in der nassen fast modrigen Luft zu suchen habe, von der sie vorzüglich zur Winterszeit umgeben wären. Beydes muß wirklich, wie erfahrne Aerzte zugeben werden, Hauptursach der Töpferkrankheiten seyn. Diese Menschen arbeiten sitzend mit entblößten Füßen, Beinen und Aermen, in feuchten und solchen Räumen, worin ganze Haufen feuchter Thon, und oft mehrere hundert Geschirre zum Austrocknen, aufgehäufet sind. Sie werden doppelt von den Folgen der sitzenden Lebensart, der unterdrückten Ausdünstung und dem Morastfieber, oder dem Fieber das von verdorbener Luft entsteht, zugleich ergriffen.“

„Ich

„Ich gehe nun seit fast zwey Jahren sehr viel mit Töpfern um, und habe sattsame Gelegenheit gehabt, sie oft und in mancherley Lagen zu beobachten. Gewiß ist es, und Aerzte, die eine eben so genaue und noch genauere Kenntniß dieser Menschenklasse haben, sind mit mir darin Einer Meynung, daß Armuth, der daher entspringende Mangel an den nöthigsten Dingen, so wie der öftere Genuß der warmen Getränke, die statt solidern Speisen, nur mit schlechtem Brode gemengt, genossen werden müssen, häufiges Brandweintrinken, nebst kleinen eingeschränkten und elenden Wohnungen, eingeschlossener Luft, Kummer und Sorgen, mehr schuld an den Krankheiten dieser Menschen sind, als jede andere Ursache, selbst die so sehr verschrieene Glötte nicht ausgenommen. Die nämlichen Krankheiten treffen nicht blos den Gelbtöpfer, der mit Glötte umgeht und umgehen muß, sondern sie sind auch bey dem Steintöpfer einheimisch: dieser braucht das Hüttenprodukt nicht, nimmt es nie in die Hand, und kann es daher nicht schuld daran seyn, daß auch er von Kolik, Gicht und Lähmung ergriffen wird.“

Confer. Westrumb über die Bleyglasur unserer Töpferwaare. S. 44. u. s. w.

Der in dem Vorbericht gerühmte Herr Häfnermeister Benkard hat mir über diesen Gegenstand folgende Bemerkung mitgetheilt.

„Daß die meisten Töpfer, nach Aussage der Zeugen, welche Herr Hofrath Ebell S. 60 anführt, Krämpfe, Gicht und blässe Gesichtsfarbe erhielten,

und nicht alt würden, beruhet auf einem Vorurtheil. — Daß sie aber diesen Uebeln, so wie alle andere Menschenkinder unterworfen seyn können, dieses kann und wird niemand läugnen, besonders, da die Ausübung des Handwerks überhaupt einen starken gesunden Körperbau erfordert, welchen nicht alle Menschen in gleichem Grade besitzen. Ich habe alte siebenzig- bis achtzigjährige gesunde Greise (wenn man die von der Natur des Alters abhängende Schwachheiten abrechnet) zu Meistern gehabt — ich habe eine große Zahl junger Meister kennen gelernt, und nur zwey oder drey davon waren mit dem Gicht behaftet. Um dem unpartheyischen Leser einen Aufschluß zu verschaffen, wie und auf was Weise das Töpferhandwerk denjenigen, die es ausüben, zum Schaden gereichen könne, will ich das Bild eines arbeitsamen Häfners entwerfen. — Dieser verrichtet seine meisten Geschäfte zu Hause sitzend — Händ und Füße haben an der Scheibe (so nennt man die Maschine, auf welcher die Geschirre verfertiget werden) gleiche Bewegung, der übrige Theil des Körpers muß so viel als nur immer möglich ist, steif und unbeweglich gehalten werden, übrigens ist er ganz entblößt bis auf die Beinkleider und das Brusttuch. Im Winter, wenn wegen dem Trocknen der Geschirre außerordentlich eingefeuert wird, so daß das Wasser nicht selten an den Wänden herablauft, befindet er sich einer großen Nässe ausgesetzt. — Hierzu kommt das lederharte Glasiren — das Erdtretten mit den bloßen Füßen, wie auch das Glasurmalen, lauter harte Arbeiten in einem heißen mit allerley Ausdünstungen, besonders aber des Abends, mit dem

Dampf von Lampen, die mit schlechtem Oel angefüllet sind, ausgefüllten Zimmer. Hier müssen sich nothwendig alle Pori öffnen, und wie leicht werden solche nicht durch ein schnelles Hinausgehen in die kalte Luft, oder durch einen kühlen Wassertrunk plötzlich wiederum zusammengezogen? Was hieraus für Uebel entstehen können, lehret die tägliche Erfahrung. Hieher rechne ich noch das unordentliche, leichtsinnige Betragen mancher Töpfer, welche besonders bey dem Glasiren viel Schnupftabak schnupfen, ja sogar essen, ohne sich die Mühe zu nehmen, vorher die Hände rein zu waschen, wodurch sie viele Bleytheile, welche noch nicht durch das Feuer glasirt sind, verschlucken. (Ein Umstand, welcher auch auf den Maler anwendbar ist, der die Gewohnheit hat, bey jeder Pause seinen Pinsel in den Mund zu nehmen, und dadurch oft Gift von seinem Finger saugt.) Viele, besonders Gesellen, laufen mit bloßen Füßen aus der heißen Stube hinaus auf steinerne Platten, oder gar in den Hof. — (Ein Fehler, dem ich selbst ehemals unterworfen gewesen — ob ich gleich in meinem Leben nur einmal krank war, welches mehr einem verdorbenen Magen als sonst einer andern Ursache zuzuschreiben war — so kann ich solche übele Gewohnheit nicht leiden, und rede jedem meiner Leute vernünftig ein, wenn sie leichtsinnig in ihre Gesundheit einstürmen.) Hierzu muß man noch die übele Gewohnheiten rechnen, welche öfters Statt finden. Z. B. ich hatte in Straßburg einen Meister, einen Mann von 70 Jahren, der wirklich kontrakt war. — Da es nun, wenn es anders seyn kann, selten geschiehet, daß der Gesell

alleine brennt, und es meistens die Meister, mit Beyhülfe der Gesellen verrichten — so war in diesem Fall der Meister zu schwach, Hand anzulegen, war aber als Kenner des Ofens, bey der Arbeit als Angeber zugegen. Dieser Mann sagte mir, bey dem Stangen- und Obenherausfeuern einen Topf mit Wasser an das Ofenloch zu stellen, und so oft ich das Feuer anschüren müsse, meinen Handschuh hinein zu tauchen (bey dem Stangenfeuer wird etwas Holz mit einer Stange durch die Kanäle, bis an das Ende des Ofens gestoßen, und dazu zieht man Handschuhe an, um sich nicht zu verbrennen). Damals verstand ich es nicht besser, und hielt es ebenfalls für gut, weil ich Kühlung dadurch erhielt. Aber ein gewisser Arzt, dessen Name mir entfallen, bey welchem ich einen Ofen aufsetzte, und mich mit demselben über diesen Gegenstand unterhielt, machte mich auf die üblen Folgen aufmerksam, welche dadurch entstehen könnten, und bemerkte, daß dies sehr zur Lähmung meines Meisters beygetragen hätte — er widerrieth mir es in die Zukunft zu thun — mich, so oft ich brennen müßte, alles Trinkens zu enthalten — mich nicht zu schnell abzukühlen — nach dem Brennen die durch Schweiß durchnäßten Kleider abzulegen, und drey auch mehrere Tassen Thee zu trinken. Zu richtig schienen mir die Gründe, als daß ich sie nicht hätte befolgen sollen. Ueberzeugt von dem Nutzen, habe ich mich schon oft des würdigen Mannes erinnert, und danke ihm noch. — So oft man geschürt hat, sich gestreckt, auf den oft feuchten Erdboden zu legen, kann ebenfalls der Gesundheit nicht nützlich seyn.“ So weit Herr Benkard.

Herr Hofrath Ebell beruft sich ferner auf seine Unglücksfälle, die er durch Bleyvergiftung an seinen Hausthieren erlitten, von welchen ich nur die Protokollaraussage des Gärtners Zimmermann anführen will, dieser sagt: „Er habe von Martini 1778 bis Michaelis 1783 beym Herrn Hofrath als Porteur und Gärtner in Diensten gestanden. Damals habe derselbe etwa 25 zum Theil sehr schöne Hühner gehabt, welche umher gehen durften, auf dem Hofe von dem Wasser vor dem Ziehbrunnen gesoffen hätten, und sehr gesund geblieben wären. Auch wären etwa 20 Tauben bey seinem Dienstantritt da gewesen, die ins Feld geflogen, und auf dem Schlage aus Steingutstöpfen getränkt wären. Etwa 1779 hätte derselbe 26 Paar ausländische Tauben — außerdem einige Paar türkische und Pfauentauben, und in der Folge auch noch schön gefärbte Feldflüchter gekauft. Die raren Tauben wären, nachdem sie das erste Jahr auf einer Kammer eingesperrt, aus Steingutnäpfen getränkt, gesessen hätten, auf einen zweyten Schlag gesetzt worden, hätten ausfliegen dürfen, und auf dem Schlage ihr Wasser in einem großen Tränker von Steingut gehabt. Er habe seine ganze Dienstzeit durch die Fütterung dieser Tauben besorgt. Sie wären, so lange sie aus Steingute getränkt worden, gesund geblieben, und hätten sich gut vermehrt. Nur von einer Taube erinnere er sich, daß sie gestorben sey. Er habe sie geöffnet und befunden, daß sie etwas Draht, so sie aus dem Kehrig aufgelesen, verschluckt gehabt. Im Jahr 1782. wären die Hühner schnell erkrankt, und gar viele derselben gestorben. Man hätte damals vermuthet,

daß vielleicht vom vorigen Besitzer des Hauses Gift gegen Ungeziefer hätte gelegt seyn können, und daß bey dem damals vorgewesenen Bau davon etwas unter den Kehrig des Bodens herabgetragen seyn könne — Auch wären während seiner Dienstzeit zween Hunde gestorben, welche nicht aus Steingutstränkern, sondern von dem schadhaften glasurten Küchengeschirr ihr Futter erhalten. Der eine sey ein Kettenhund gewesen, an allen vier Beinen lahm geworden, als wenn ihn der Schlag gerührt hätte, und sey so gestorben. Der andere sey mager geworden, und schnell gestorben.“

Ein anderer Zeuge, Johann Hermann Weke, der auch als Gärtner beym Herrn Hofrath Ebell in Diensten gestanden, sagte aus: „Daß von der Zeit an, daß die Hühner aus glasurten Schaalen getränkt worden, sie angefangen hätten zu kranken, wären ausgedörret, hätten den Koth nicht los werden können, und so wäre eins nach dem andern, bis auf einen Hahn und zwo Hühner gestorben.“

„Etwa vor 8 Jahren wären einstmals die Canarienvögel auf der Hecke aus ähnlichen glasurten Schaalen getränkt worden, und 16 gestorben.“

Confer. Ebell loc. cit. S. 450. u. s. w. und S. 454. u. s. w.

Herr Benkard hat mir hierüber folgende Bemerkung mitgetheilt. „Ich muß es gestehen, sagt Er — Herr Hofrath Ebell war sehr unglücklich in Ansehung der Viehzucht, und es wäre traurig,

wenn jeder Liebhaber der Thiere einem solchen Schicksal unterworfen wäre. — Wenn der Beweis vollständig geführt wäre, daß die Töpferglasur daran Schuld trüge, so verdiente sie von Stund an vertilgt zu werden, aber dies ist keineswegs der Fall. Erst kürzlich kam ich zu einem großen Liebhaber von Canarienvögeln, gerade zu der Zeit, da sie gefüttert wurden, und zwar aus irdenen Gefäßen. — Meine erste Frage war, wie lange sie schon ihr Futter aus solchen Gefäßen erhielten? Die Antwort war: drey Jahre. — Ferner frug ich, haben Sie noch kein starkes Sterben verspürt? Man sagte aber nichts weniger als dies. — Und überhaupt, wie viele Hunde, Tauben und andere Hausthiere werden nicht aus irdenen Geschirren gefüttert, ohne daß man die geringste übele Folge davon wahrnehmen kann. — Ich habe selbst solche Thiere, und widerspreche hiermit öffentlich denen Ebellschen Zeugen, welche aussagten, daß kein Töpfer, Hunde, Katzen, Hühner u. s. w. erhalten könnte — der Grund, warum sie selten solche Thiere halten, ist leicht zu erklären, weil sie durch das Hin- und Herspringen oder Fliehen, öfters viel zerbrechen, und dadurch mehr Schaden anrichten, als sie werth sind. Daß der Kutscher oder Gärtner des Herrn Hofraths nach S. 460 drey Hunde abgezehrt, holpricht und elend dahin gehen gesehen hat, glaube ich, daß aber die Töpferglasur daran schuld seye, bezweifele ich; zum Beweis berufe ich mich auf meinen Hund, und andere Thiere, die ich habe, und wovon keiner die Auszehrung hat. Auch hatte ich einen Hund wohl fünfzehn Jahre lang, Alter und Blindheit bewogen mich ihn ins Wasser

werfen zu lassen, ohnerachtet er immer aus irdenem Geschirr gefüttert wurde, wurde er doch so alt."

„Außerdem habe ich mit einer Sülze folgenden Versuch gemacht. Ich nahm einen Topf, welcher drey Maaß hielt, legte ein Stück Sülze, ohngefehr ein Pfund schwer, in eine halbe Maaß guten Weinessig, deckte den Topf schließend zu und ließ ihn so 14 Tage stehen; nach Prüfung fand ich den Essig meistens in die Sülze eingesogen, ich warf zwey Hände voll Salz dazu, goß nachmals Essig hinein, und ließ den Topf noch 8 Tage stehen; nun ließ ich sie zubereiten, wie andere Sülze zubereitet wird, gab sie alsdann meinem Hund und Katze zu fressen. Sie nahmen es begierig zu sich, und ich verwahrte sie wohl, um auf die Exkremente Achtung zu geben, ich fand aber nicht die geringste Veränderung daran, auch wurden diese Thiere nicht auszehrend, sondern blieben nach wie vor munter und gesund; auch da sie noch im Wachsen begriffen waren, nahmen dieselben an Größe zu. An der Glasur des Topfs fand ich nichts aufgelößt, und meine Küche liefert mir fast täglich seit dieser Zeit Speisen daraus, ohne jemand zu vergiften." So weit Herr Benkard.

Herr Hofrath Ebell scheint überhaupt in seinen Wahrnehmungen in den Fehler zu fallen, daß er schließt: post hoc ergo propter hoc, und nicht erwägt, daß zwey Dinge miteinander zugegen seyn und in Verbindung zu stehen scheinen, ohne daß darum das eine aus dem andern fließt. Und gesetzt die Sache hätte im vorkommenden Falle ihre

Richtigkeit gehabt, so kann ich doch noch keineswegs einzelne Beobachtungen zum Range der Erfahrung erheben, und hieraus allgemeine Resultate ziehen. Daß Cajus Hasenbraten aß, und des Nachmittags einen Schlagfluß bekam, war gewiß eine wahre Beobachtung. Wie falsch würde aber der Satz seyn, wenn ich sagen wollte: wer zu Mittag Hasenbraten ißt, der bekommt des Nachmittags einen Schlagfluß. — Wenn Herrn Hofr. Ebell's Hunde und Vögel aus glasurtem Geschirr gefressen, und nachher gestorben sind — ich hingegen tagtäglich so viele Hausthiere wahrnehme, die aus dergleichen Geschirr gefüttert worden, und welchen kein Leid widerfuhr, so kann ich, ohne in eine offenbare Consequenz zu verfallen, Herrn Ebells Beobachtungen nicht als bindend beweisend annehmen. Daß Herr Ebell die Wahrheit seiner Beobachtungen, durch eydliche Aussagen zu erhärten sucht, ist juristischer Pedantismus. Nie kann in der ganzen Welt, der Grund einer physikalischen Erscheinung durch einen Eyd dargethan werden. Eine Frau kann zwar beschwören, daß sie den Bandwurm habe, und daß sie jederzeit, wenn der Mond niedergeht, etliche Ellen von diesem Wurm verliert. — Eine Frau kann beschwören, daß sie schwanger gewesen — daß sie während der Schwangerschaft über einen Gegenstand erschrocken — und nachher mit einem Kinde niedergekommen, so ein sogenanntes Maal an sich gehabt — aber nun aus diesen beschwornen Aussagen die Folgerungen ziehen zu wollen, ergo ist der Niedergang des Mondes die Ursache vom Abgehen des Bandwurms, und die Einbildungskraft der Mutter enthielte den

Grund des sogenannten Muttermaales, dieses hieße eine Absurdität begehen. Wie viele beschworne gerichtliche Protokollaraussagen streiten nicht für die Existenz der Hexen; und doch wer glaubt heutiges Tages noch an Hexen?

Selbst die Zeugenaussagen beweisen keineswegs dasjenige, was der Herr Producent daraus erhärten will. Der siebente Zeuge sagt: „Weil man bey dem Erkranken und Sterben der Hühner nothwendig argwöhnen müssen, daß sie Gift erhalten, so habe er selbst selbige im Garten in ein tiefes Loch eingraben müssen, damit kein Hund oder Katze davon genießen möge — und auf Befragen, ob er sich nicht erinnere, daß die Hühner auf das Feld des Nachbarn gegangen, und daher, um ihnen dieses abzugewöhnen, eine Zeitlang inne behalten, und während solcher Zeit aus irdenen glasurten Schaalen ihr Saufen und ihr eingeweichtes Brod erhalten hätten, da sie dann, wie sie nach einigen Tagen wieder frey gelassen worden, sogleich gestorben wären? getrauete Zeuge sich nicht diesen Umstand mit völliger Gewißheit zu behaupten. Der achte Zeuge sagt ebenfalls aus, „daß man bey dem Tode der Hühner keine andere Ursache gewußt habe, als weil auf dem Hofe zuweilen geschossen worden, die Hühner Hagel, oder weil gebauet sey, Nagelspitzen aufgelesen und daran gestorben wären;“ und von denen Canarienvögeln ist seine Aussage, „daß man damals die Schuld auf Sallat, der etwas vom Froste gelitten gehabt, geschoben habe.“ Damals also suchten die Hausgenossen den Grund in ganz andern Dingen, und nur nachher, da des Herrn

Hofraths vorgefaßte Meynung ausgebreitet war, und bey dem Gesinde Wurzel geschlagen hatte, thaten sie bona fide, daß doch ihr Herr den Grund dieser Sache wohl besser einsehen müsse, solche suggerirte Aussagen.

Die Krankengeschichten, worauf Herr Ebell sich beruft, die aber zu weitläuftig sind, als daß wir sie hier beybringen könnten, beweisen auch nicht dasjenige, was sie eigentlich beweisen sollen — auch untersteht sich der Herr Verfasser keineswegs abzuurtheilen, sondern begnügt sich mit dem Ausdruck: „Krankheit und Tod eines Mannes, wahrscheinlich von Bleyglasur gewirkt. Zweyter Fall, eines, wahrscheinlich von Bleyglasur erkrankten und gestorbenen, Mannes. Dritter Fall einer wahrscheinlichen Vergiftung, Erkrankung einer ganzen Familie und des Todes dreyer Personen, durch glasurtes Küchengeschirr.“ Gesetzt aber auch, in allen diesen Fällen sey glasurtes Küchengeschirr der Grund von der Krankheit gewesen, so beweiset dieses nichts weiter, als daß Bley ein der Gesundheit schädlicher Körper sey, ein Satz, der von Niemanden noch bezweifelt worden; aber dieses folgt noch lange nicht daraus, daß die Bleyglasur die unerkannte Hauptquelle vieler unserer Krankheiten und Mitursache der Abnahme körperlicher Kräfte des Menschen, besonders der höhern Stände, sey.

Es ist wahr, man findet unter der vornehmern Klasse viele Menschen, die mit heftigen Koliken

geplagt sind, allein diese haben ihre deutlichen Ursachen, ohne daß man nöthig hätte den Grund in der Bleyglasur zu suchen. Die sitzende Lebensart ist eine Hauptursache, daß die Därme in einen gewissen asthenischen Zustand verfallen, wodurch Kolikschmerzen erregt werden, welche durch nichts als Reizmittel können gehoben werden. Leidenschaften, besonders Gram, Kummer, Verdruß, können ein gleiches bewirken. Marcard sahe einst zu Pyrmont eine ältliche, sehr starke und fette Frau, die seit 25 Jahren den fürchterlichsten Koliken täglich unterworfen war, die täglich dagegen wenigstens vier Gran Opium nehmen mußte, die aber zu Zeiten bis zu der ungeheuren Menge von einem halben Quentchen in einem Nachmittage darüber stieg. Das schreckliche Uebel entstand auf Gram. Ein anderer würde, nach seinen Vorurtheilen, auf Bleyglasur geschlossen haben. Wir wissen, wie viele Subjekte aus der vornehmern Klasse an Blutstockungen in dem Unterleibe laboriren, die oft deutlich in die Augen fallen, oft aber sehr versteckt liegen; wir wissen aber auch, was für Aengstlichkeit, Druck, Spannen und Schmerz in dem Unterleibe aus dieser Quelle herrühren können. Die unregelmäßige Gicht kann ebenfalls einen Grund davon abgeben. Man lese, was Strack von selbiger schreibt. „Es giebt kaum eine der verlarvten Krankheiten, sagt er, welche schwerer zu entlarven ist, als die Gichtmaterie, besonders wenn sie auf jener Stelle hängen bleibt, wo sie zuerst hingefallen war, oder wenn sie die Gestalt einer andern Krankheit annimmt. Man weiß, daß sie Knochenauswüchse, Steifigkeiten, Beinfraß, Geschwüre,

verhärtete Drüsen und Krebse verursacht hat. Sie benahm das Gedächtniß, machte Schlafsucht, Konvulsionen, wenn sie den Kopf inwärts befiel, auswärts erweckte sie halbseitiges Kopfweh, anhaltendes Kopfweh, Augenentzündungen, und oft, da sie die Krystalllinse verdunkelte, den Staar, Zahnweh, Ohrenschmerzen mit Geschwüren, Halsweh, Schwämmchen im Munde, Seitenstechen, Brustfieber, Engbrüstigkeit, Krampfhusten, Erbrechen, grausame Kolik, Lähmungen der Glieder, Verhaltung des Urins, Harnzwang, Lendenschmerzen, Windsucht. Man sah sie aus der Achsel gähling auf die Bärmutter fallen, und eine drey Monate alte Geburt austreiben, und hierauf wieder zu ihrem alten Sitze in die Schulter fahren. Sie ist überhaupt schwangern Weibern gefährlich."

Aus diesen Gründen schloß dieser einsichtsvolle Arzt, es existire keine eigentliche Bleykolik, sondern die unter diesem Namen bekannte Krankheit habe einzig und allein ihren Grund in einer Gichtmaterie. Er berief sich auf die in der Stück- und Kugelgießerey zu Maynz befindlichen Arbeiter, welche beständig mit Bley umgiengen, und wovon in zwanzig Jahren keiner Kolikschmerzen erlitten hätte. — Auch seye ihm, der doch eine ausgebreitete Praxis besitzt, kein Maler, kein Vergulder, kein Töpfer in ganz Maynz bekannt, der mit dieser Krankheit befallen worden wäre. — Auch befände sich in dem größten Brauhaus in Maynz das Kühlfaß inwendig mit Bley versehen, und doch habe er nie in Erfahrung bringen können, daß jemand durch das Biertrinken diese Krankheit überkommen hätte.

Conf. Strack de Colica Pictonum. Pag. 67.

Was die dritte Frage betrifft: Kann durch die Scheidekunst dargethan werden, daß die Glasur in Speisen und Getränken wirklich aufgelöset wird? Ein kompetenter Richter in dieser Sache, Herr Westrumb, soll diese Frage beantworten. Er sagt:

„Aus allen Versuchen erhellet, daß säuerliche und leicht sauer werdende Speisen und Getränke, die mehrste Menge Glasur auflösen, Fettigkeiten weit weniger, und daß die Menge des Aufgelößten um so größer ist, je saurer die Sachen sind, und je länger sie in den Geschirren verweilen. Dies ist eine unumstößliche Thatsache, aber eine eben so unumstößliche Thatsache ist es, daß das Quantum des Aufgelösten nur äußerst klein ist: denn nie fand sich, und selbst nicht in denen Speisen und solchen Dingen, welche die stärkste Auflösungskraft auf die Glasur äußerten, mehr als das 20,000 Theil Bley, und der 50,000 Theil Kupfer; und nie habe ich ein eigentliches Bleykorn aus der Asche der einen oder der andern Speise, oder dem verbrannten Rückstande eines Getränks erhalten können. Von jener bearbeitete ich gemeiniglich drey und von diesem vier Pfund, das stärkste Maas, das ein gesunder Landmann, in einer Mahlzeit zu verzehren im Stande ist.“

„Die Glasur der leichten Töpferwaare, wird freylich in Speisen und Getränken aufgelößt, aber sie trägt den Keim der Krankheiten nicht in die Wohnungen der Menschen. Der geringe Mann, der

das mehrste Geschirr der Art verbraucht, kocht selten und nur wenige Speisen in solchen Gefäßen: Er bedient sich lieber der messingenen Kessel, die noch schädlicher seyn sollen und — bleibt gesund dabey. Getränke hebt er auch in solchen irdenen Töpfen nicht auf, und die Speisen läßt er so lange darin stehen, daß sie den höchsten Grad der Schädlichkeit annehmen können.

„Man hat die Richtigkeit der Resultate meiner Versuche in Zweifel gezogen, und mir mehrere Einwürfe gemacht. Dem Herrn Hofrath Ebell zufolge, habe ich zu wenig Bley in Speisen und Getränken gefunden, ein Theil desselben ist an den konsistentern Theilen der Speisen, dem Sauerkohle, den andern Gemüsarten u. s. w. hängen geblieben, und ein anderer Theil des Metalls soll während dem Eindicken, Rösten und Verbrennen der Speisen, und der Rückstände der abgedampften Getränke, verflogen seyn. Einem Andern habe ich viel zu viel Bley gefunden, einem Dritten wieder zu wenig, und noch ein Anderer will bey seinen Versuchen, mit glasurten Töpfen, gar kein Bley in Speisen und Getränken gefunden haben. — Ich kann mich bey allen diesen und andern Einwürfen beruhigen: Vorurtheil und Leidenschaft, die Neigung es so zu finden, wie ich voraus bestimmt hatte, leiteten mich nicht, und da die Einwürfe sich einander geradezu widersprechen, so mögte die Wahrheit wohl in der Mitte von dem allen liegen, was man gegen die Richtigkeit meiner Versuche sagen kann und noch sagen wird; das heißt:

Die Bleyglasur ist zwar auflößlich, aber nur in gewissen Dingen, unter gewissen Umständen, und in sehr geringer Menge."

„Meine neuen Versuche bestätigen zwar die Auflößlichkeit der Glasur in säuerlichen und sauren Speisen und Getränken, aber sie ergeben auch zugleich, daß nur äußerst wenig aufgenommen wird. So werden, anderer Versuche zu geschweigen, von vier Pfunden des stärksten Weinessigs, nur $\frac{1}{6}$ Gran Bley, und von $2\frac{1}{2}$ Pfunden saurem Kohl und einem Viertheil Pfunde Speck, nur $1\frac{1}{4}$ Gran Bley aufgelößt.

Confer. Westrumb über die Bleyglasur unserer Töpferwaare. S. 81. seq.

So richtig aber auch Herr Westrumb über die Glasur der Töpfer und ihre Auflößbarkeit in den dortigen Gegenden urtheilt, so scheint doch sein Resultat, noch viel weniger die Behauptungen des Herrn Hofr. Ebell auf die Glasur der hiesigen Gegend zu passen. Um dieses zu bestätigen, will ich die Bemerkungen des Herrn Häfnermeisters Benkard stückweise mittheilen.

Er sagt folgendes:

Erstens über die Thonarten, und ihre Bearbeitung.

Viele Töpfer haben Gelegenheit, ihren Thon selbsten zu graben, sehr viele aber nicht, und müssen ihn sehr theuer bezahlen, so wie es der Fall hier in Frank-

Frankfurt ist. Wenige Töpfer also wissen, woraus denn eigentlich die Masse besteht, aus welcher ihre Töpfe gemacht werden, bekümmern sich auch wenig darum. Da mich aber auf meiner Wanderschaft verschiedenemal das Loos traf, acht auch mehrere Tage mit meinem Meister-Erdengräber zu seyn (dies thut kein Gesell gern, weil unserer nun mehrere waren, so looßten wir) — so ungern ich diese Arbeit besonders in denen ersten Tagen unternahm, so angenehm wurde sie mir in der Zukunft, da sie mir vielen Unterricht gewährte. Bey der ersten Gelegenheit fanden wir drey Arten Thon in einer Grube; wir gruben einen ganzen Tag zu vier, ohngefähr sechs Schuh ins Quadrat ohne auf Thonerde zu kommen. Den folgenden Tag erhielten wir Thon, jedoch so stark mit Kalch vermischt, daß der meiste davon weggeworfen, und nur das Beste davon zu Deckeln verarbeitet wurde; die Lage war jedoch nicht dick — und nach einer Lage von rothem saubern Sand, kamen wir auf die zweyte Art, diese hatte eine blaulichte Farbe (da die erste röthlich war) und mit wenigen Kalchsteinen vermischt. Diese Lage war acht Schuh dick — und nun fanden wir, wie abgeschnitten, eine zwey Schuh dicke Lage von ganz sauberm weißen Sand, mit welchem mein Meister auch wirklich einen kleinen Handel trieb. Nun trafen wir den ganz saubern, seifigen guten, blaulichten Thon an, wovon wir einen großen Theil gruben, bis die Gefahr einzustürzen uns aufhören machte. (Ich habe wirklich einen Meister in Westhofen gekannt, der in einer Thongrube nebst drey andern, durch Einsturz sein Grab fand.) Dieser Thon war

sehr gut und leicht zum Drehen, weil er glatt und seifig war, mithin zu Milchtöpfen, welche allda in großer Menge gemacht werden, der beste — hingegen zum Kochen der schlechteste; um nun diesem Mangel abzuhelfen, gebrauchten wir noch eine andere Erde, welche weiß von Farbe, wie nicht weniger rauh und sandig, allein fast nicht zu drehen war. — Diese beyde Arten, wurden nun halb und halb vermischt, und dies gab wirklich gut Kochgeschirr.

Bey der zweyten Gelegenheit, wo ich beym Graben der Thonerde zugegen war, fanden wir die oben angegebene Abwechselung der Erd- und Sandschichten nicht, hatten also weniger Mühe. Diese Art Thon war nur ein gemeiner Letten, von gelbgrünlicher Farbe, auch bemerkte ich Eisen und Kalch an ihm. — Im Ofen wurde er leicht grau, und man wandte ihn also nur zur Vermischung des allzutheuren guten an, welchen die dortigen Töpfer kaufen mußten und oft nicht haben konnten.

Die Töpfer bearbeiten die Thonarten, fast durchgängig auf folgende Weise.

Eine gewisse Quantität Thon, wird in einem Keller, oder sonstigen schicklichen Platz aufbewahrt, geweicht, theilweise zu 5 bis 6 Körbe voll in die Arbeitsstube getragen und auf einen Klotz zusammengeschlagen, so daß es einem Baumstamme ähnlich sieht; alsdann schneidet man ihn mit einer Grassense blätterweise herunter, schlägt ihn, nach der Töpfersprache zu reden, wiederum auf, schneidet

ihn zum zweytenmal herunter (an manchen Plätzen dreymal) um die darinnen befindliche harte Ingredienzien, als Steine, Holz u. s. w. hinwegzubringen. Dann wird der Thon auf dem Boden der Arbeitsstube geweicht, mit viel oder weniger Wasser, je nachdem er es vertragen kann. (Es giebt Thonarten, welche so hart als möglich müssen gearbeitet werden, und doch bis ein Gefäß fertig ist, einen solchen Grad der Weichheit annehmen, daß man das Gefäß kaum hinwegstellen kann.) Nun wird er mit den bloßen Füßen getreten, (dieses Erdtreten ist eine so schwere Arbeit, daß der Stärkste es nicht über fünf Minuten ohne zu ruhen aushält) und dieses geschieht zwey-, drey-, auch wohl viermal auf- und wieder auseinander, und nun wird er portionenweise auf eine Bank genommen, und mit der Hand zwey-, dreymal fein durchstrichen, um das vielleicht noch darinnen befindliche Unreine herauszubringen. Ohne diese Zubereitung kann kein Töpfer seine Arbeit nach der Ordnung verfertigen.

Ueber die Glasur.

Nicht alle Töpfer glasen mit Bley- oder Silberglötte, wie Herr Hofrath Ebell S. 440 ganz irrig glaubt, wo er sagt: „Daß in ganz Europa Silberglötte genommen werde.“ — Wie viele Töpfer in Franken, Schwaben, Hessen, am ganzen Rhein- und Maynstrom, wissen keineswegs (wenn sie je in den Fall kommen sollten) von solchen Glasuren Gebrauch zu machen, noch sie zuzubereiten — wie viele Töpfer giebt es nicht, welche Silber- und

Bleyglötte dem Namen nach nur kennen, weil in dieser ganzen Gegend kein Gebrauch davon gemacht, und statt derselben die Glasur von rheinischem Erz verfertigt wird. Dieses Erz kommt aus der Gegend von Cölln, besteht aus einer Masse von fetter Erde, und flüssiger Materie. Es giebt drey Sorten, gemeines, mittelmäßiges und ganz feines. Das geringste ist fast durchgängig thonartig, weil es sehr wenige Bleytheilchen hat, giebt mit Wasser einen Brey, und muß dick glasirt werden, um es in Fluß zu bringen. Zum weiß zu machen, ist es das beste, weil es mager ist. Das mittlere kann etwas dünner geglaßt werden, und ist zu allen Kouleuren, als Gelb, Weiß, Grün, Braun, Roth, am brauchbarsten. Das feinste ist zu jedem Gebrauch sehr dienlich, und kann noch dünner geglaßt werden, außer zu dem weißen ist es zu fett und wird gelblicht. Die Mischung der Farbe geschieht auf folgende Art:

Bey der weißen Farbe nimmt man ohngefähr einen Viertel Centner von diesem Erz mit zwey Handvoll weißer Thonerde vermengt, und auf einer Handmühle mit Wasser angemacht gemahlen, bis es so fein wird, daß man es nicht auf dem Nagel des Fingers spürt. Die Stücke, welche weiß werden sollen, werden vorhero, ehe sie trocken sind, mit gemahlener weißer Thonerde grundirt; (dieses nennen die Töpfer beschütten) jedoch nur bey solchen Erdarten, welche sich nicht weiß brennen, und dann werden sie mit beschriebenem Erz glasirt, trocken oder lederhart (Sprache der Töpfer), nachdem es der Thon vertragen

kann, (nicht jeder Thon läßt sich trocken, aber alle lassen sich lederhart glasiren.)

Gelbe Farbe braucht gar keinen Zusatz, oder wenn sich der Thon weiß brennt, so nimmt man etwas rothe Erde, man kann auch Hammerschlag oder Eisenrost nehmen, beydes muß aber sehr fein gemahlen werden, weil es sonst kleine schwarze Flecken erhält.

Grün wird auf folgende Art vermischt, zu 13 bis 14 Maaß rheinischem Erz, ein Maaß Kupferasche, oder Feilspäne von Messing, alles was grün werden soll, muß ebenfalls wie das weiße, mit weißer Thonerde grundirt werden.

Zu der braunen Farbe werden 16 bis 18 Maaß Erz und ein Maaß Braunstein, je nachdem der Braunstein stark ist, genommen.

Roth wird bloß durch den Grund einer rothen Erde verfertigt, übrigens wird die Glasur, womit das Weiße glasirt wird, genommen.

Nun ist noch eine weiße Glasur, welche ebenfalls wenig in unsern Gegenden gebraucht wird, weil sie etwas mehr Mühe erfordert und auch kostspieliger ist, oder weil sehr viele ihre Zubereitung nicht kennen, so einfach sie auch immer ist. Dieselbe besteht aus Mennig, und Glaß von weißem, verbranntem, gestoßenem Kieselstein, oder weißem Sand. Von dieser Glasur sprach ich mit einem in der Physik und Scheidekunst erfahrnen Manne, dieser versicherte

mich, daß wenn ja die übrigen Glasuren schädlich seyn sollten, welches ihm aber noch nicht erwiesen zu seyn schiene, so sey diese diejenige, welche am wenigsten Schaden bringen könnte, weil der Mennig ein stark filtrirtes Bley, und weit stärker als Silberglötte verkalcht sey, auch Kieselsteine und wirkliches Glas, gleichsam zu einem natürlichen Glase, durch das Feuer geläutert würden. Durch Zusätze kann man dieser Glasur alle Farben mittheilen, wie ich dann wirklich schon Gelbgrau, Braun, Roth und Blau davon verfertigt habe, jedoch letztere nur zu Oefen. Diese Farbe halte ich selbst für Speißgeschirr schädlich, weil sie sich wirklich gern auflößt, und arsenikalische Theile enthält. Von den Glasuren aus Zinn und Bley, welche in Oesterreich, Bayern, der Schweiz und Brandenburgischen, zu Oefen gebraucht werden, will ich nichts erwähnen, weil sie nicht zum Kochgeschirr bestimmt sind.

Ueber das trockene Glasiren und Brennen.

Nicht jede Thonart können wir weder im Sommer in der Sonne, noch im Winter bey dem Ofen geschwind trocknen — sondern die meisten müssen langsam getrocknet werden, weil sie sich sonst gern krumm zieht, oder Risse bekommt — aber eine jede muß doch ganz trocken seyn, ehe sie zum Brennen kommt, und dann nicht springen soll. Ist es nun eine Thonart, welche sich nicht trocken glasiren läßt, so wird sie, wenn das Stück halb trocken ist geglaßt. (Dies ist, was der Töpfer lederhart nennt.) Nämlich

ein Löffel voll gemahlenes Erz wird in das Stück geschoben, herumgeschwenkt und so geschwind als möglich wieder herausgeschoben, sonsten wenn es zu lange im Gefäß bleibt, oder zu dick glasirt wird, es von einander schneidet, dann wird sie in der Luft, oder im Winter an dem oft sehr warmen Stubenofen getrocknet. — Eine Arbeit, welche freylich für die Töpfer, welche lederhart glasen müssen, ungesund ist, weil es einen starken Dunst verursacht, doch thut hier die Gewohnheit sehr viel.

Hat nun der Töpfer, nach Verhältniß seines Ofens, denn diese sind in Ansehung der Größe sehr unterschieden, zum Brennen genug, so setzt er ein, so viel als sich nur ohne seinen Schaden hineinbringen läßt — denn jemehr er hineinbringt, je dicker er einsetzt, desto mehr Nutzen vor ihn, weil die Feuer nicht verfliegen. Um sich nun einen Begriff von denen Töpferbrennöfen zu machen, will ich nur etwas von ihrer Struktur berühren. Es ist ein Gewölb von 20 bis 25 oder mehreren Schuhen in der Länge, am weitesten Theil fünf bis sechs Schuh, am höchsten vier bis fünf, überhaupt aber in der Form eines Eyes. Diese Länge wird in drey Theile eingetheilt, ohngefähr zu vier bis vier und einen halben Schuh. Der Anfang wo die drey Schürlöcher zum Einfeuern gemacht sind, ist der Behälter, wo das Holz hineingelegt wird, und die Feuerkammer genannt wird. Dann kommt eine Mauer fünf bis sechs Zoll dick, nach Art eines stehenden Rostes, dies wird der Stönner genannt; am Ende bleiben wieder drey bis vier Schuh zu dem Kamin, welcher

den Rauch ausführt, und hier ist der Eingang in den Ofen — an dem eben beschriebenen Stönner fängt der Töpfer an einzusetzen — fährt rückwärts fort bis an den Eingang des Ofens, an dem Kamin, läßt jedoch ohngefähr zehen Zoll hoch, drey Kanäle (welche Stangen genannt werden) durch den ganzen Ofen — wenn nun der Ofen ganz voll, eins in und auf das andere gesetzt ist, so wird die Thür an dem Kamin mit gebrannten Steinen zugelegt und verschmiert. Nun wird das Feuer angemacht, im Anfang langsam, aber immer etwas stärker, und dieses Feuer wird in drey Zeitpunkte eingetheilt. Das erste währt, sieben, acht, neun und mehrere Stunden, nachdem der Ofen groß, oder die Erde das schnelle Brennen vertragen kann, dies wird in die Glutstellen genannt. Der zweyte Zeitpunkt heißt das Stangenfeuer, und wird das Holz durch die drey Kanäle mit einer eisern Stange durch den ganzen Ofen geführt, und diese zwey Feuerabtheilungen werden überhaupt das Untenherausfeuern genannt. An der Glut oder an einem Spiegel (viele Töpfer haben ein Loch in dem Ofen, oder legen sich ein glasirtes Stück an einen Platz, welches sie von außen sehen können; ist nun dieses gehörig geflossen, so ist es durchgängig gut; dies nennen sie einen Spiegel,) sieht nun der Töpfer, daß es unten heraus gut gebrannt oder geflossen ist — so fängt er nun an oben heraus zu brennen — indem das ganz klein gehauene Holz, aufrecht in die Feuerkammer gestellt wird, und zwar so viel, bis nichts mehr hineingeht, vorher macht er an den Eingang des Ofens, oben etwas Steine heraus, nachdem es

der Zug des Ofens erfordert, um das Feuer dadurch oben zu behalten; wird er nun ebenfalls in seinem Spiegel gewahr, nach welchem er öfters sieht, daß alle Glasuren geflossen sind, so hört er auf — legt die Einfeuerlöcher nebst dem hintern Stein am Eingang wieder zu, daß es durch die schnelle Abkühlung keine Bleyrisse bekommt. Auf eine Holzersparung, wie so viele Nichtkenner glauben, und Herr Hofrath Ebell vor dem ganzen Publikum sagt (S. 56.) kann und darf der Töpfer gar nicht denken. — Sobald seine Glasur, in ein wirkliches Glas übergegangen ist, so muß er aufhören, sonst würde er die Glasur samt der Thonerde verbrennen. Im gegenseitigen Fall, wenn Mangel an Holz oder zu schlechtes Holz ihn in die Verlegenheit setzen sollte keinen reinen Brand zu thun, so schont er sogar seiner eigenen Arbeitgeräthschaften nicht. (Mir selbst ist es in dem harten Winter von 1794 auf 1795 so gegangen; aus allzugroßem Mangel an Holz, mußte ich frischgefälltes brennen. — Ohnerachtet ich aber beynahe noch einmal so viel, als sonst, vom guten nahm, so konnte ich doch nicht ausbrennen, nahm also so viele Diele aus der Arbeitsstube, bis ich sah, daß meine Glasur geflossen war.) Wäre es möglich Holz zu sparen und doch gutes Geschirr zu liefern, wer wollte dies denen Töpfern verdenken, besonders in der gegenwärtigen Periode, wo das Holz in vielen Gegenden, so rar und so theuer ist. Aber daß es die Töpfer aus diesen beyden Ursachen thun, ist falsch, und der es behauptet, beweißt daß er keine Kenntniß davon hat. Die dritte Ursache, welche Herr Hofrath Ebell angiebt, daß die zu wohlfeilen Preise der

Töpferwaaren dieselben dazu verleiten könnten, ist durch das Gesagte schon hinlänglich widerlegt — und überhaupt wird jeder vernünftige Arbeiter, wenn alle Bedürfnisse des Lebens steigen, sich gewiß nicht vergessen, so wie jeder vernünftige Käufer gerne etwas mehr zahlen wird. Ueber die so mangelhafte Struktur zu Ersparung des Holzes derer Töpferbrennöfen, von welchen Herr Hofrath Ebell Erwähnung thut S. 58. will ich nichts erwähnen, weil es nicht zur Sache des Ganzen gehört, und der Töpfer ihn schon zu seinem Vortheil anlegen wird, wenn ihn anders nicht Vorurtheile davon abhalten. — Ich sage Vourtheile, denn sehr viele Töpfer haben noch zu unsern Zeiten deren genug. Z. B. wenn der Ofen nicht gut gebaut, keinen Zug hat, oder bey aller Mühe und Aufsicht nicht gehörig ausbrennt, so schreiben sie dieses bösen Leuten zu — welche mit einem Nagel von einem Todtensarg etwas gemacht hätten, wie ich denn selbst einen Meister gehabt, der mir mit Leib und Seel behauptete, daß er bey Abreißen seines Ofens, der vorhero nie oben heraus ausgebrannt, einen solchen Nagel mit seinem Taufnamen gefunden habe — und nun sey sein Ofen gut (gewiß weil er gut gebaut ist.) — Auch gegen das weibliche Geschlecht, sind solche Töpfer sehr mißtrauisch, indem sie nicht gern sehen, daß eine von ihnen an den Ofen geht. Man glaube übrigens ja nicht, daß ich in der Meynung sey, als könnten die Oefen nicht verbessert werden, worin die Töpferwaare gebrannt wird — bey jedem Gegenstande findet Verbesserung statt, und ich ehre den Mann, der im Grunde verbessert.

Allein die Struktur der Ziegelöfen anzunehmen, wie Herr Hofrath Ebell meynt, wäre für einen Töpfer gerade das, was die Struktur der Beckeröfen für ihn seye — in diesen würde er nicht ausbrennen — und in jenen verbrennen. Daß der Ziegler weit mehr Holz als der Töpfer konsumirt, ist leicht begreiflich — man nehme ein Stück Eisen in der Dicke eines Eyes, es kostet weit mehr Hitze um glühend zu werden, als ein Draht. Und so ist das Verhältniß zwischen einem Topf — und kalchgebackenen oder Ziegelstein. Schon da, wenn der Töpfer Stubenöfen brennt, muß er länger als bey Töpfen brennen, weil sie dicker von Masse sind. Daß der Raum von Ziegelbrennöfen kleiner — als der Töpfer ihrer ist, hat nur in der Länge seinen Grund, aber in der Höhe und Weite bey weitem nicht. In einen nur mittelmäßigen Ziegelbrennofen, kann man drey- bis viermal so viel hinein thun, als in den größten Töpferbrennofen. Da der Ziegler nur Steine zu Kalch verbrennt, so ist sein viereckigter Ofen ihm der beste. — Die Steine zu Kalch werden unten hingesetzt, dann die gebrannten Steine, hernach die Dachziegel. Kommt eine Ziegel unten auf den Boden, so wird sie fast ganz verfließen, weil sie von Masse nicht so dick, wie der Stein, oder nicht so viel Feuer als er vertragen kann, dieser Fall, wenn er bey dem Töpfer eintritt, würde verursachen, daß das Geschirr eben nicht geflossen, mithin nicht genug gebrannt — unten aber verbrennt seyn wird, da man es bey weitem nicht so dick als eine Ziegel verfertigt, da es sonsten beym Kochen viel zu viel Hitze erforderte — außerdem auch der Töpfer so viel

als möglich ein gleichlaufendes Feuer halten muß, daher er auch am liebsten mit leichten Holzarten brennt. Die Form von denen Oefen habe oben gezeigt; daß sie über Sand geformt werden, ist mir unbekannt, wohl aber nach dem Cirkel, wie jedes andere Gewölbe. Ich habe selbst kürzlich einen bauen lassen. Jeder kann, wenn es seine Zeit erlaubt, sich ihn selbst machen, wie ich denn wirklich angetroffen habe, welche von lauter mit Sand ausgefüllten Töpfen gemacht waren: Von den Geheimnissen des Brennens will ich schweigen — Vortheile gehören zu jedem Geschäfte, so ich nun diese für mich selbst behalte, so sind es Geheimnisse, und derer hat ein jeder, nur nicht in gleichem Grade, aber jeder schmeichelt sich die sichersten zu besitzen.

Daß Hr. Hofrath Ebell S. 61. denen Töpfern allen gesunden Menschenverstand abspricht, und sie wie einen Stier, an dem Joch des Vaters ziehen läßt, dieses kann ich nicht unberührt lassen. — Wo ist der Rang oder Stand, wo alle Subjekte an Verstandeskräften sich einander gleich wären. — Niedrige Ausdrücke verrathen eben keinen großen Geist — Daß manche um so zu reden unschuldig an ihren Kenntnissen sind, ist eine ausgemachte Wahrheit — ob es gleich auf der andern Seite eben so wahr ist, daß bey aller nicht gehörigen Erziehung, jeder Mensch, obgleich etwas mühsam, seine Kenntnisse erweitern kann, wenn er nur nicht ganz in der Welt als eine Maschine lebt. Daß die Ersparung des Holzes bey dem Brennen schlechterdings nicht Platz greife, habe ich schon oben bemerkt; und blos in der Mischung

der Erden ist der Grund vom guten oder schlechten Geschirr zu suchen.“ So weit Herr Benkard.

Man hat demnach keinen Grund die vorkommende Schwächlichkeit und Zufälle unter Personen aus den höhern Klassen von dem Bleygenusse herzuleiten, die oben angegebenen Ursachen sind hinlänglich, dieselbe zu erklären. Auch den Grund von der Auszehrung der Kinder in dem Bleygenusse zu suchen, scheint mir zum wenigsten nicht ganz haltbar zu seyn. Die Geschichte dieser Krankheit ist in wesentlichen Zufällen von der sogenannten Bleykrankheit verschieden. „Der ganze Körper des Kindes wird mager, ausgenommen der Unterleib, welcher aufschwillt, hervorragt, hart und um den Nabel geschwollen ist (Ein Hauptzufall und karakteristisches Unterscheidungszeichen von der Bleykrankheit, als bey welcher der Leib sehr eingezogen und gespannt wird, und wenn man davon das Gegentheil will wahrgenommen haben, so ist dieses als eine Ausnahme und keineswegs als Kanon anzusehen). Befühlt man den Leib genauer, so findet man an mehrern Stellen Knoten, die von geschwollenen Drüsen entstehen. Das Kind beklagt sich über einen Druck, ein Gewicht im Unterleibe und über Leibschmerzen. Gemeiniglich gehen auch von Zeit zu Zeit von dem Kinde Würmer ab. Die Eßlust ist gut, (abermals ein pathognomisches Zeichen, so der Bleykrankheit entgegengesetzt ist) und es geht dasselbe durch den Stuhlgang mit vielem Schleime vermischt, unverdaut wieder fort. Bald gesellt sich ein schleichendes Fieber dazu, welches täglich um Mittag und gegen

Abend sich verschlimmert, und endlich den kleinen Kranken aufreibt." Allein auch die Heilmethode ist verschieden. Mohnsaft und ölichte Mittel, welche in der Bleykrankheit so vielen Nutzen schaffen, helfen hier nichts. Ich habe die Rhabarber in kleinen Gaben, und Huxhams Spiesglaswein, in Verbindung mit Viszeralklystieren, am nützlichsten befunden.

Was die Heilart der Bleykrankheit, welcher Leute, so in Bley arbeiten, ausgesetzt sind, betrifft, so haben die Aerzte von jeher verschiedene Kurmethoden dagegen eingeschlagen. Du Bois verordnet ein erweichendes aber mit purgirenden Kräutern und acht Loth Brechwein geschärftes Klystier, und hierauf ein blos erweichendes mit etwas Wein und Moschatöl. Am folgenden Morgen giebt er ein starkes Brechmittel, und Abends ein Opiat. Am dritten Tage nur Abends Theriak, und in der ganzen Zeit zum ordentlichen Getränke eine blutreinigende Ptisane.

Wilson befolgt in der, die Hüttenleute in den schottischen Bleybergen befallenden Krankheit, fast dieselbe Methode. Er giebt eine doppelte Dose von Brechwein- oder Weinstein (weil die sonst gebräuchliche keine Wirkung that) Sein Vater gab ein halbes Quart gepülvertes verglastes Spiesglas für eine Dose, und ließ warmes Wasser reichlich nachtriuken. Um die Kur vollkommen zu machen, lasse man ein zweytes, nicht so starkes Brechmittel, aus der Brechwurz, nebst etwas Brechweinstein nehmen. Erregt es bloßes Erbrechen, ohne Purgieren;

so gebe man ein Purgiermittel in starker Dose von Jalappe und Quecksilber. Diese Mittel solle man in gehörigen Zwischenzeiten wiederholen, bis die Beschwerden im Magen und den Gedärmen vergangen sind. Bey jener zu starken Wirkung, gebe man ein mäßiges Opiat. Ebenfalls verordne man erweichende, schmerzstillende und laxirende Klystiere; auch erweichende Bähungen auf den Unterleib. Huxham denkt gleichfalls so: er widerräth das Blutlassen, und verordnet allemal Brechmittel (einen Aufguß von anderthalb Quent der Brechwurz, nebst etwas Brechweinstein;) drey- viermal einen um den andern Tag, nicht blos um den Magen zu reinigen; sondern auch durch die Erschütterung der Eingeweide, schädliche, daselbst sich aufhaltende Säfte, in den Darmkanal zu locken. Nach hinlänglichem Erbrechen gebe man ein stillendes Mittel; und darauf eine Purganz, aus einem halben Quent der kleinern cochischen Pillen; einem halben Scrupel Calomel, und einem Gran des festen Laudanum: und zwey- bis drey Stunden darauf einen Aufguß von Sennesblättern oder Manna, oft mit etwas süß Mandelöl; — erweichende Umschläge um den Unterleib, oder ein Halbbad aus dergleichen Kräutern. — Erfolgt in wenig Stunden, nach jener Arzney, keine Oeffnung, so gebe man ein ölichtes, erweichendes Klystier, und zu Zeiten, bald hernach ein schärferes. — Die Abführungsmittel und die Opiate müssen einige Zeit fortgesetzt werden, um Rückfälle zu verhüten. — Nach diesem gebe man Pyrmonter- oder Spaawasser reichlich: und treibe hierauf den Schweiß durch Kampher und Mohnsaft; alsdann verordne man stärkende Mittel,

mit öftern gelinden Abführungen verbunden. Percival führt an, daß man zu Backewell in Dorbyshire gleich im Anfange Brechmittel giebt, und alsdann Pillen von Seife, Rhabarber und Aloe; oder andere laxirende Mittel mit Oel. Ist die Krankheit schon alt, so brauche man ölichte Klystiere und gelinde Abführungen, besonders das Ricinusöl, nach kurzen Zwischenzeiten, bis die Stühle natürlich werden. Percival empfiehlt auch, sowohl zur Vorbeugung, als zur Heilung, den Alaun, zu fünfzehn Gran, alle vier bis sechs Stunden, mit arabischem Gummi oder Wallrath; die zweyte bis dritte Dose äußert schon große Kräfte. Die Bleyweiß- oder Mennigfabrikanten bemerken oft allerley Zufälle in der Brust und dem Unterleibe: rufen aber selten den Arzt zu Hülfe; sondern nehmen eine solche Dose Brechweinstein, die sowohl Erbrechen als Abführungen erregt. Bey heftiger Kolik legen sie Blasenpflaster auf. — Indessen schadet nicht allen das Bleygift; sondern einige Personen können den Bleyessig in großer Menge ohne Schaden genießen.

Haen folgt in der Kurart Boerhaavens Anleitung. Aderlassen nach Beschaffenheit der Umstände; Umschläge um den Unterleib, aus erweichenden und gelindreizenden Mitteln — sehr erweichende Klystiere mit Leinöl, drey- bis sechsmal in 24 Stunden. Die gelindesten Laxirmittel, Cassia und Manna mit Forests Dekokt, oder dem von Althäea, Scorzonere, Pfaffenröhrgen. — Ohnerachtet des Erbrechens müsse man sie doch immer wieder geben, auch dagegen Magenpflaster auflegen.

Man

Man lasse eine Pinte von jenen Dekokten, mit drey bis vier Unzen Manna, oder zwey bis drey Unzen Cassia in 24 Stunden nehmen. Wirkt dies nicht, so mache man ein Dekokt von sechs Quent Sennesblättern, wovon zwey Unzen alle Stunden, drey bis vier Tage hindurch, nebst Klystieren gegeben werden müssen. Kann man jenes nicht nehmen, so lasse man alle Stunden fünfzehn Gran von einer Mischung aus Kampher, schweißtreibendem Spiesglas und Scammonium gebrauchen. Nächstdem gebe man ein bis zwey Gran Mohnsaft in 24 Stunden, und lege unter die Füße Senfteig, und auf die Beine Blasenpflaster. Ist der Leib völlig in Ordnung, so verordne man antiscorbutische Kräuter, und die Seife: endlich stärkende Mittel, nebst Wein. Vogel schlägt zur Kur blos ölichte Klystiere, und viel süßes Mandelöl und Milch, zum Getränke vor, wozwischen man öfters einen Mannatrank nehmen soll. Tissot verordnet Bäder, Klystiere aus Baumöl und Althäensaft, ein Getränk aus Molken mit dem achten Theil von Manna und etwas Diacodiensyrup, erweichende Umschläge um den Leib. In der Folge gab er mit den Molken antiscorbutische Kräutersäfte und Bissen aus Kampher, Benzoe, stinkendem Asand, und etwas peruvianischen Balsam. Er heilte auf diese Art drey Kranke.

Wer Bleystaub, bleyische Dämpfe, Bleyweiß, Mennig, Glötte, Bleyzucker, Bleyessig, gebrannt Bley, Zinnkalch, mit Bley versüßten Wein, erst kürzlich und in Menge verschluckt hat,

und davon grausame Koliken und hartnäckige Leibesverstopfung, und auch wohl Zuckungen bekommt, der muß alsobald acht bis zehen Gran Brechweinstein mit zwanzig Gran Borax in sechs Unzen Wasser aufgelößt, alle halbe Viertelstunden Eßlöffelweise nehmen, bis es wirkt. Oder man nehme Borax ein Quentchen, gepülverte Rhabarber zwey Quentchen, mache daraus vier Pulver, und gebe alle drey Stunden Eins in warmem Wasser, und lasse reichlich warmen Kamillenthee nachtrinken. Sogleich nach der Wirkung des Brech- oder Abführungsmittels, läßt man warme Milch entweder allein, oder mit warmem Wasser vermischt; warmes Wasser, worin man Honig zerlassen hat; Molken mit Honig, oder Gerstenschleim, Haberschleim allein, oder mit warmem Wasser verdünnt, reichlich trinken, oder man lößt arabisches Gummi, oder Tragacantgummi in warmem Wasser, je dicker, je besser, auf, und trinkt davon. Oder man läßt vier Eßlöffel voll guter frischer Holzasche in anderthalb Schoppen warmen Wasser auflösen und seihet es durch — oder zwey Eßlöffel voll Pottasche in einem Schoppen Wasser, und von diesen Auflösungen vermische man so viel mit den schleimichten Getränken, als der Geschmack ertragen kann. Erweichende Klystiere mit Seife, Reiben des Unterleibs mit warmem Baumöl, erweichende Umschläge, und ein warmes Bad bis an den Nabel ist ebenfalls von dem größten Nutzen.

Wenn die Kolik anhält, und die Leibesöffnung nicht erfolgen will, so kann man folgende Abführungsmittel geben.

℞. Olei Lini
Mannae elect.
Mel. puri ana Uncias duas
probe subactis
adde
Decocti Hordei Libram unam.
M. D. S. Alle halbe Stunden eine Theetasse voll zu nehmen.

℞. Radicis Altheae Unciam unam et semis
Concis. coque in s. q. aquae per dimidiam horam colat. Unciarum sedecim
adde
Mannae Calabr. Uncias duas
Arcani duplicat. drachmas tres
Syrupi Mannati Unciam unam.
M. D. S. Wie das obige.

℞. Olei Lini Uncias binas
Aquae flor. Chamomill. Unc. octo
probe subactis
adde
Opii puri grana tria
Salis Anglicani Unciam unam
Syr. Diacodii drachmas sex.
S. M. D. S. Alle Viertelstunden einen Eßlöffel voll zu nehmen.

Ueberhaupt ist zu merken, daß Abführungsmittel und Opium die Hauptmittel in dieser Krankheit sind. Abführungen, und wenn sie auch die stärksten sind, vermögen, wenn man nicht zugleich

den Mohnsaft anwendet, welcher die Krämpfe hebt, welche die Leibesverstopfung verursachen. Oft öffnet sich der Leib ohne Purgiermittel, blos nach gegebenem Opium. Man kann folgende Formel verordnen.

℞. Aquae florum Aurantior. Unc. quinque
Laudani liquidi Sydenhami guttas quinquaginta
Syr. papaveris Unciam semis.
M. D. S. Alle halbe Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen.

℞. Aquae flor. Chamomill. Uncias sex
Extract. Flor. Chamomill. drachmam unam
Opii puri
Camphorae ana grana quinque
Syr. Flor. Chamomill. Unciam unam et semis.
M. D. S. Alle vier Stunden einen Eßlöffel voll zu geben.

Wenn sich bey anhaltendem Gebrauch der Körper zu sehr an das Opium gewöhnt, so kann eine weit geringere Dosis des eingekochten Saftes von Bilsenkraut von stärkerem Effekt seyn, als eine größere des Opiums.

Da wo Opium nicht paßt, oder wo man nachtheilige Folgen befürchtet, indem es die ohnehin gewöhnlichen Lähmungen nach dieser Kolik begünstiget, auch ostmals die Leibesöffnung verhindert, da gebe

man zehen Gran von Pillen aus Ammoniakgummi und spanischer Seife, und eine Stunde darauf ein Loth Manna, und ein halbes Loth Cremor Tartari in warmer Habergrützbrühe, und lasse dies alle drey Stunden so lange wiederholen, bis Oeffnung erfolgt, jedesmal aber eine Menge warmer Brühe nachtrinken. Auch kann man das Ricinusöl hier anwenden. Man nimmt alle halbe Stunden einen Eßlöffel davon in Krausemünzenwasser. Auch nimmt man vier Loth Baumöl, ein halbes Loth Kampher und zwey Loth Seife, macht davon eine Salbe, und reibt sie in den Unterleib ein; sodann kann man einen Umschlag von erweichenden Kräutern in Milch gekocht, warm auf den ganzen Unterleib legen, und ihn mit Binden befestigen, damit durch diesen sanften Druck die Schmerzen gemäßigt, und der Abgang der harten Excremente befördert werde.

Jederzeit aber muß man auf epidemische Constitution Rücksicht nehmen, indem die Bleykolik den herrschenden Krankheitskarakter annehmen kann, und daher denen gewöhnlichen Mitteln nicht nachgiebt. In dieser Rücksicht untersuche man den herrschenden Krankheitsgenius genau. Ist er entzündlicher Art, so wende man die antiphlogistische Methode an, Aderlassen, häufiges schleimichtes Getränke, warme erweichende Umschläge, Klystiere, Bäder, und nachher Opiate. Sind gallichte Zufälle damit komplizirt, so sind Ausleerungs- besonders Brechmittel in Verbindung mit dem Mohnsafte dienlich. Besonders sind hier Brechmittel von doppeltem Nutzen — sie leeren nicht

nur den gallichten Stoff aus, sondern erschüttern den ganzen Körper, und geben den Fasern ihre Oscillation wieder, wodurch also die zusammengezogenen abgesonderten Gefäße wiederum eröffnet, und die Absonderung befördert wird, sie sind also in beyden Fällen heilsam. Auch muß man untersuchen, ob nicht Gichtmaterie unregelmäßig in dem Körper cirkuliret, und vielleicht einen Absatz auf die Gedärme bewirket hat. Man schließet dieses, wenn der Kranke herumziehende Schmerzen in denen Gliedern gehabt, wenn diese auf einmal aufhören und dafür ein Kolikschmerz entsteht. Oft entstehet diese Gichtkolik, ohne daß Gliederschmerzen vorhergegangen — und dann ist die Diagnosis schwer — doch hat der Kranke oftmals vorher einen stumpfen Schmerz in denen Gliedern empfunden — oft hat er einen kleinen dem Friesel ähnlichen Ausschlag gehabt — solche Subjekte haben auf der Stirn die Empfindung, als wenn ein Spinnengewebe ihnen in dem Gesicht hienge — oftmals haben sie beschwerliches Urinlassen, und der Urin hat ein weißes fettiges Sediment.

Antimonialmittel, Bäder, das Einreiben der flüchtigen Salbe in den Unterleib, Blasenpflaster, der innerliche Gebrauch des mineralischen Liquors mit dem flüssigen Laudanum sind die angemessenen Mittel.

In der Kur der Lähmung, welche oftmals der Bleykolik nachfolgt, muß man die äußerlichen Mittel, die wir oben angegeben haben, noch ferner

auf dem Unterleibe appliziren, außerdem brauche man warme schwefelhaltige Bäder, als das Carlsbad, das Wiesbad u. s. w. auch brauche man reizende, nervenstärkende Bäder, mit Ameisen, Salbey und venedischer Seife versetzt. Besonders aber dient, wie schon Haen bemerkt hat, die Elektrizität. Innerlich giebt man Morgens und Abends zehen Gran rohes Spiesglas, und trinke eine gehörige Menge Holztrank nach, auch bediene man sich eisenhaltiger Mineralwasser, z. B. Schwalbacher oder Pyrmonter, auch kann man Eisenfeile und Schwefelleber gebrauchen.

℞. Florum Sulphuris Unciam unam
Lixivii caustici Uncias tres
Coque ad perfectam Sulphuris solutionem.
℞. Hujus solutionis colat. Unc. dimidiam
Aquae Cortic. Aurant. Unc. quatuor.
M. D. S. Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen.

℞. Limaturae Martis opt. ppt.
Flor. Sulphuris
Camphorae ana Scrupulos binos
M. f. Pulv. divid. in 8 pr. aeq.
D. S. Alle vier Stunden ein Pulver davon zu nehmen.

Um die eigentliche Bleykrankheit zu verhüten, sind folgende Cautelen anzuwenden:

1) In denenjenigen Gegenden, wo die Glasur leicht gearbeitet und mit vielen Bleytheilchen

versetzt ist, gebraucht man Coblenzer Waare, und das Steingut.

2) Will man aber Töpferarbeit gebrauchen, so gebrauche man sie nicht neu, sondern nur alsdann, wenn sie wiederholt durch kochendes Wasser ausgebrühet worden.

3) Ist es überhaupt Pflicht die Töpfer aufzumuntern, ob es nicht möglich wäre, daß man die Glasur, welche bey den irdenen Geschirren, wegen dem Thongeschmack, so sie, ohne jene, den Speisen geben, unentbehrlich ist, auch aus einer andern Materie, als mit einem Bleyzusatze verfertige. Doch scheint in diesem Stück Herr Westrumb Recht zu haben, wenn er spricht: „Bey der jetzigen Lage der Töpferkunst und bey der Kenntniß, die wir von denenjenigen Materialien haben, die zu Schmelzgläsern gebraucht werden können, ist es unmöglich, eine Glasur für das leichte Töpfergeschirr zu erfinden, die gar keinen Bleykalch enthält. Der Bleykalch ist wegen seiner herrlichen Eigenschaften, seiner Wohlfeilheit, seiner leichten und geschwinden Verglasbarkeit, und vorzüglich wegen der Kraft, mit der er auf andere schwer zu verglasende Stoffe wirkt, zur Glasur der leichten Töpferwaare ganz unentbehrlich. Wegen dieser seiner guten Eigenschaften, werden alle Versuche, wo Bleykalch das Hauptingrediens ist, am allerbesten ausfallen. Hier sind nun die Mischungen aus Bleykalch und Thon, Bleykalch, Thon und Schwefel, Bleykalch, Thon und

Flußspath allen andern vorzuziehen. Diese Glasuren werden um so schöner, je größer das Verhältniß des Bleykalches zum Thon ist, und jemehr er sich dem Verhältniß von drey Theilen Glötte zu zwey Theilen Thon, oder von fünf Theilen zu drey Theilen nähert. Am leichtflüssigsten ist die Glasur, wenn fünf Theile Glötte zu zwey Theilen Thon und einem Theil Schwefel genommen werden. Diese letztgedachten Glasurgemenge, und ein anderes aus fünf Theilen Glötte, drey Theilen Thon und einem Theil Flußspath, rathe ich vorerst, und bis eine bessere Glasur gefunden seyn wird, zum allgemeinen Gebrauch an. Eine solche Glasur wird ziemlich leichtflüssig seyn, und da sie nicht zu viel Bleykalch enthält, ganz unschädlich, wenigstens weit unschädlicher werden, als es diejenigen seyn können, die bisher allgemein gebräuchlich gewesen sind.

Vid. Westrumb über die Bleyglasur unserer Töpferwaare. S. 180.

4) Leute, die mit Bley umgehen müssen, darin arbeiten, oder seinen Dünsten ausgesetzt sind, müssen Morgens früh, ehe sie zur Arbeit gehen, und auch sonst öfters Speck statt Fleisch, Oel, Butterbrod, Milch, fette Suppen, vorzüglich oft das Gelbe vom Ey genießen, den Brandewein nebst allen Säuren, Wein, Essig meiden, und die Bleydünste von Mund und Nase abzuhalten suchen. Auch ist es nöthig, daß sie oft einige Eßlöffel voll von der wässerichten Rhabar-

ber-Tinktur, oder von Zeit zu Zeit eins der Pulver aus Borax und Rhabarber nehmen.

De Haen giebt zur Verhütung dieser Krankheit folgende Anschläge: „Der Gebrauch des Oels und fettiger Sachen, sagt er, wird bey dieser grausamen Krankheit niemand gereuen. Ich habe dieses in den Steyermärkischen Gruben aus offenbaren Beyspielen ersehen. Die Herren dieser Gruben wissen es, zu ihrem Schaden, welch eine Menge von Arbeitern sie jährlich an der Lähmung und Bleykolik verlieren; und nachdem ich die dasigen Bley- Arsenik- und Silbergruben selbst vom Anfange an bis ans Ende besucht habe, hat mich dieses gar nicht mehr gewundert. Als ich mit den Vorstehern der Grube von den Krankheiten der Arbeiter, und besonders von der Kolik, redete, sagten sie mir, daß sie seit dreyen Jahren nichts mehr von der letzten wüßten, seitdem ihnen ein Empirikus den Rath gegeben hätte, daß die Arbeiter gleich frühe, ehe sie an die Arbeit gehen, Speck mit schwarzem Brode essen sollten. Der gräzische Arzt Mensurati, der seit zwölf Jahren die Kur dieser Leute zu besorgen gehabt, kam hinzu und bekräftigte dieses aufs umständlichste. In der That werden wir zuweilen von vielen Giften mehr dadurch angesteckt, daß wir sie verschlucken, als daß wir sie einathmen, und so sind die Verdauungswege die ersten Theile, die sie angreifen. Ein solches schwer verdauliches Frühstück ist geschickt dazu, die giftigen Theilchen in sich zu verwickeln, und die Mittagsmahlzeit von Speck

oder fettem Rindfleisch, die ihnen täglich bereitet wird, beschützt die Leute für den Nachmittag. Daher kann fast niemand, wer es nicht erfahren hat, glauben, wie groß der Nutzen des oft getrunkenen und auch in Klystieren häufig gegebenen Oels in der Bleykolik sey. Allen Künstlern, die sich mit Arbeiten in Metallen ernähren, ist zur sichersten Diät der Rath zu ertheilen, daß sie Oel, Butter und fette Suppen mit vielem Brod speisen, und niemals nüchtern, sondern stets, durch eine solche Mahlzeit gesichert, an ihre Arbeit gehen.“ So weit Herr Haen.

Wilson schreibt den Bleyarbeitern folgende Regeln vor:

a) Niemand soll nüchtern zur Arbeit gehen, sondern zuvor ölichte oder fette Speisen genießen. Die englischen Hüttenleute halten dieserwegen besser aus, als die Schottischen. Ein Glas süßes Oel, pur, oder mit ein wenig Aquavit vermischt, würde ein guter Morgentrunk seyn.

b) Man soll im Frühjahr und Herbst und bey jeder Anwandlung der Krankheit zu purgieren einnehmen.

c) Brandewein muß, besonders bey den Arbeiten, sparsam getrunken werden.

d) Man muß in der Arbeit bey erhitztem Leibe nicht in die kalte Luft gehen, ohne sich trocken umzukleiden.

e) Gleich nach der Arbeit muß man sich blos mit Suppe, oder flüßiger Speise begnügen.

f) Geringe und schlechte Kost disponirt mehr zur Krankheit, und man kann dabey die Kur nicht so leicht ausstehen. Diese Leute sollen gute Speisen genießen.

g) Sie sollen, wo möglich, so weit herausgehen, daß sie der Dampf nicht treffen kann, um reine Luft zu athmen, und die Speisen von bleyischen Dünsten frey zu genießen.

h) Diese Leute müssen keine langen Tagreisen thun, denn sie leiden durch eine Tagreise mehr Schaden, als durch zwey Tagarbeiten.

5) Besonders aber ist das schöne Geschlecht, für dem Schminken zu warnen. Man zeige ihnen, daß Schönheit der Haut ohne gute Säfte und Harmonie des Innern undenkbar ist, und daß alle äußerlichen Schönheitsmittel, blos täuschende Mittel sind. Gewiß hat ein schätzbarer Schriftsteller, der berühmte Herr Hufeland, Recht, wenn er sagt:

„Wenn nicht auch schon die Mode, der Haut gewisse bestimmte Kolorationen und Beschaffenheiten vorgeschrieben hat, wovon ich wenigstens nichts weiß, so glaube ich den natürlichen Begriff von Schönheit derselben in Reinheit, Weichheit oder Zartheit und einer gewissen lebendigen Farbe festsetzen zu können; alles Eigenschaften die nur eine lebendige Haut haben kann, aber jede durch schädliche Waschwasser und Schminken getödtet verlieren muß; denn hier stockt die unmerkliche Ausdünstung, und diese ist doch das einzige Mittel, das die Natur zur

Erhaltung dieser Vorzüge in die Haut gelegt hat. Durch sie reinigt sich die Haut unaufhörlich von allem, was scharf und unnütz ist; durch sie erhält sie ihre Oberfläche in einer beständigen Atmosphäre von erweichendem Hauch, einer Art von feinem Dunstbad, dem wirksamsten Mittel zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit; eine solche Haut führt endlich auch die Farbe des Lebens, weil sie inneres Leben hat. — Das zweyte Mittel zur Erhaltung der Schönheit ist Reinigkeit der Säfte, und diese hängt wieder von freyer Ausdünstung, und dann von gesundem Zustande der Verdauung ab. — Das dritte endlich ist eine gleichförmige Zertheilung derselben, ein freyer ungehinderter Umlauf des Bluts; denn auch die reinsten Säfte müssen, wenn sie zu überhäuft nach dem Gesicht hingetrieben werden, unnatürliche Röthe, Erhitzungen, Flecken, und was alles die Hauptfehler sind, über die wir sitzende Frauenzimmer so oft klagen hören, hervorbringen. — Auf diese drey Theile lassen sich sicher alle Fehler und Verunzierungen der Haut, sowohl als alle Mittel zur Schönheit reduziren.“ So weit Herr Hufeland.

Wenn aber doch einmal in der Welt geschminkt seyn muß, so rathe ich, alle weiße Schminke gänzlich zu verbannen, und blos und allein sich der rothen zu bedienen. Denn die feinsten und schönsten Sorten, bleiben immer diejenigen, welche aus orientalischem Talch mit Saflor oder Karmin gefärbt, verfertigt

werden. Ihr Schade, den sie anrichten ist unbedeutend, denn da man nur eine kleine Stelle der Haut mit dieser Schminke bedeckt — da gewöhnlich zur Nachtzeit diese Stelle der Haut davon befreyt ist, so hindert der Gebrauch derselben nicht merklich die Verrichtung der Haut, nämlich die Ausdünstung; und da der orientalische Talch für sich ein fettartiger Körper ist, so entzieht er der Oberhaut auch nicht so leicht, das für sie bestimmte Oel der Talchdrüsen, dem zufolge leidet auch nicht bedeutend die physische Beschaffenheit der Haut. Werden ferner auch, auf was für immer eine Art dergleichen Schminken verschlungen, oder von der Haut eingesaugt ins Blut gebracht, so können sie doch keinen schädlichen Einfluß äußern.

Die Eigenschaften des Bleyes und seiner Kalche, seinen sauren Auflösungsmitteln einen süßen Geschmack mitzutheilen, und sich selbst in solchen Pflanzensäften aufzulösen, die nicht gerade ihrer ganzen Natur nach sauer sind, hat ohne Zweifel unwissenden Betrügern zuerst den unglücklichen Gedanken eingegeben, durch solche Zusätze ihre von Natur saure, oder durch Versehen sauergewordenen Weine süß, beliebt und kaufbar zu machen, und, um ihren gewissenlosen Eigennutz zu befriedigen, die Gesundheit und das Leben vieler anderen aufzuopfern.

Schon beynahe vor 300 Jahren war dieser Betrug in Deutschland so stark eingerissen, daß man es für nöthig fand, ihn öffentlich in den Reichsabschieden unter Bedrohung der schwersten Ahndungen

zu verhüten. Man wiederholte diese Verbote nachher in den Jahren 1498, 1500, 1548, 1577, u. s. w. man stellte in einzelnen Provinzen Deutschlands die gemessensten Gesetze wider diese schändlichen Betrügereyen auf; man bestrafte die Betrüger, die man überweisen konnte, in mehreren Orten mit dem Tode, und doch gelang es nicht aller Orten, diese Wurzel so vieles Uebels auszurotten. Gaub klagte über die so sehr gemeine Verfälschung der Franken-, Mosel- und Rheinweine. Auch in Lothringen und Frankreich hörte man von häufigen Beyspielen solcher Vergiftung, obgleich Galeeren- und Lebensstrafe darauf gesetzt war. Und ein neuerer Schriftsteller sagt: „Es ist bekannt, daß in England und den Niederlanden die rothen französischen Weine den gemeinen Tischwein ausmachen und durchgängig getrunken werden. Dieses Kostum pflanzt sich auch in den Kolonien fort, nur mit dem Unterschied, daß man hier weniger gemeine Weine als dorten bekommt, und daher die übeln Folgen hier größer als dorten sind. Der Alaun, das Sandelholz, der Bleyzucker, und andere Schmierereyen, womit der indüstriöse Weinhändler seinen Profit vermehrt, und unter der Selbstberuhigung: „es ist gut genug für Westindien" die Gesundheit seiner Mitmenschen untergräbt, machen den Wein hier gefährlich, und verursachen durch ihre zusammenziehende Eigenschaften denjenigen Krampf, den wir Colica pictonum, und in Westindien Drybellia ke nennen."

Vid. Rabschieds medizinisch-chirurgische Bemerkungen über das Klima u. s. w. der holländischen Kolonie von Rio Essequebo. S. 187.

Bey Menschen erregt ein solcher Wein die heftigsten Leibschmerzen, Fieber und andere gefährliche Zufälle, die sich oft mit dem Tode endigen. Diese Zufälle greifen aber gemeiniglich mehrere Menschen zugleich an, die dieses vergiftete Getränk genießen, und wüthen oft in ganzen Gegenden weit und breit.

Diejenigen, die zu viel davon trinken, bekommen entsetzliche Kopfschmerzen und werden wahnsinnig, und zuletzt gleichsam rasend, weit mehr als vom lautern Wein, wenn man sich auch noch so sehr darinnen berauscht. Diese Wirkungen halten länger an, und es kommen noch Bangigkeiten, Schmerzen auf der Brust, Husten und Fieber dazu. Diejenigen, die ihn täglich und nicht im Uebermaaße tranken, hatten zwar anfangs nichts zu leiden; aber nach und nach stellten sich Umstände ein, die sie, weil sie zuerst gering schienen, nicht achteten, noch bemerkten; nach und nach fühlten sie einen Schmerz unter den linken Rippen, ein Drücken in dem Magen, ein Aufschwellen des Bauchs und eine Auszehrung. Ein anderer, welcher stärker war, fühlte eben diese Schmerzen in dem Magen, aber sehr erträglich, und anfangs so, daß sie nachließen und wieder kamen, und ein Drücken auf der Brust, das er aber in den ersten Jahren nicht achtete. Auf dieses folgte eine anhaltende Engbrüstigkeit, die zuweilen bis zum Ersticken gieng, und nur auf häufige und starke Aderlässe gelinder wurde, doch hatte er Zwischenzeiten, wo der Athem leichter war, daß er seine Arbeit verrichten konnte, aber die Engbrüstigkeit nahm zu, die Füße schwollen auf, die Eßlust verschwand;

auch nach einer mäßigen Mahlzeit bekam er einen starken Schweiß; er konnte guten und ächten Wein nicht vertragen; die Brust füllte sich mit Wasser an, und zuletzt brach ein Eitergeschwür hinten in der Mitte des Magens nach der linken Seite zu, hervor, aus welchem vieles Blut und Eiter floß, und welches man erst nach dem bald darauf erfolgten Tode erkannte. Ein anderer verfiel von dem häufigen, doch nicht übermäßigen Genuß eines solchen Weins, in leichtes Magengrimmen; dieses wurde aber, nachdem er sich einmal betrunken hatte, so heftig, daß er es kaum aushalten konnte; er hatte dabey ein Brennen, als wenn er ein beständiges Feuer im Magen hätte; es gesellte sich ein anhaltendes Fieber mit Irreden dazu; das Brennen in dem Magen verlohr sich nicht, und noch fühlte der Kranke über zehen Monate lang einen Schmerzen unter den linken Rippen, der nur einen Raum ungefähr wie ein Sechsgroschenstück einnahm. Er führete lange ein elendes Leben, und zehrte ganz aus.

vid. Gmelins Geschichte der mineralischen Gifte S. 217. sqq.

Vicarius sagt: „Alle die von diesem „Weine tranken, hatten ein Zusammenschnüren „und Drücken in der Kehle, Schmerzen, und, „wie sie sich ausdrückten, Verschwörungen in dem „Magen und um den Nabel herum. Ihre Oeffnung „war ganz hart; sie klagten vielmalen über beschwer„liche Blähungen, welche doch weder oben, noch „unten abgehen wollen: auf diese Zufälle folgten „heftige, aber leere Reize zur Oeffnung und zum

„Urinlassen. Der Urin war stark gefärbt, und „wurde plötzlich trübe. Der Aderschlag war hart, „und langsam, aber gleich: das Weiße im Auge „gelb, und, die Wangen ausgenommen, welche „noch eine Röthe hatten, das übrige Gesicht grün; „der Mund wurde trocken, sie hatten Reize zum „Erbrechen, waren die ganze Zeit über sehr bange, „und hatten dabey ein entsetzliches und starkes Herz„klopfen.“

Confer. Ephem. Nat. Curiof. Dec. III. N. 4. Obs. 100.

Schon die Natur dieser Zufälle, wenn man sie nicht eher, als nach dem Genusse eines Weins zu leiden hat, führen einen aufmerksamen Arzt zur wahrscheinlichen Quelle, aus welcher sie fließen; aber er kann sich davon noch mehr versichern, wenn er theils einzelne Umstände in Erwägung zieht, theils einige Proben mit dem verdächtigen Wein macht. Wenn. angenehme und liebliche Weine in einem verhältnißmäßigen geringen Preis feil geboten werden — wenn magere und dünne Weine eine angenehme Süßigkeit haben — wenn rothe Weine ungewöhnlich süß schmecken, wenn säuerliche weiße Weine schon in ihrer Jugend einen ausserordentlich süßen Geschmack, und eine höhere Farbe haben, als man nach ihrer Art, nach ihrem Vaterlande, nach ihrer Schwere, und nach ihrem Alter vermuthen sollte; so ist der Verdacht schon sehr gegründet, und eine geübte Zunge, die schon etlichemal etwas Bleyzucker, oder Bleyeßig aufmerksam gekostet hat, wird leicht diese erzwungene Süßigkeit von der natürlichen Süßigkeit ächter

Weine unterscheiden. Was die Proben anlangt, so muß man aus solchen, die man mit einzeln Gläsern, oder auch Bouteillen Wein gemacht hat, nicht immer auf vorsetzlichen Betrug schließen, oder glauben, daß ganze Fäßer verfälscht sind. Oft gründet sich die Vergiftung auf eine tolle Gewohnheit, auf deren Schädlichkeit man nicht achtet, oder auf eine blose Unachtsamkeit. Wenn der französische Weingärtner seinen Weinmost in bleyerne Bütten bringt, und einen Tag, oft wohl noch länger, darinnen stehen läßt, ehe er ihn in das Faß bringt, so kann der Wein wohl, ohne alles Verschulden des Weinhändlers Bleytheilchen bekommen. Wenn der Landmann seinen Wein in bleyernen Trinkgeschirren aufbewahrt, oder die Gewohnheit hat, seine Weinflaschen mit Bleyschrot rein zu machen, und etwas von diesem zurückläßt, so muß er nothwendig ebenfalls einen Bleygehalt bekommen. Will sich also der Arzt bey Beurtheilung des Weins vor Trugschlüssen sicher stellen, so muß er ihn vor dem Fasse untersuchen. Thut er dieses, so entdeckt er öfter in den Hefen noch die Quelle des Unglücks, bald glänzende Bleyglimmerchen, bald glänzende gelblichte Schuppen, wie von Silberglötte; kocht er diese Hefen ein, bis sie ganz trocken sind, und schmelzt sie dann mit Kohlenstaub und etwas Pottasche, so erhält er wahres Bley. Die Aufschüttung von zerflossenem Weinsteinsalz und die davon entstandene Trübe beweiset in diesem Falle nichts — indem Weine, die nicht mit Bley, sondern z. B. mit ungelöschtem Kalk geschmiert sind, davon auch trübe wie Molken werden, und einen ähnlichen Niederschlag

geben, und dann weil Weine, die offenbar mit Bley geschmiert sind, auf das Zugießen dieser Flüßigkeiten nicht immer gleiche Erscheinungen, zeigen, sondern in ihren Farben ganz unverändert bleiben.

Die Würtembergische Weinprobe wird folgendermaßen angestellt: Man reibt zwey Loth Operment und vier Loth ungelöschten Kalk, jedes insbesondere ganz klein, mischt sie in einem Glase wohl untereinander, gießt vier und zwanzig Loth Wasser darauf, macht das Glas mit einer nassen Blase zu, und stellt es entweder eine halbe Stunde in das Sandbad, wo es aufkocht, oder vier und zwanzig Stunden lang an einen mäßig warmen Ort, wo man es von Zeit zu Zeit umrührt; dann läßt man die Flüßigkeit nach und nach erkalten, und wenn sich das Unreine zu Boden gesetzt hat, gießt man das Flüßige ab. Von dieser Flüßigkeit darf man nur zehen bis zwölf Tropfen auf ein Glas von der Bleyauflösung gießen, so wird sie plötzlich dunkel, anfangs roth, dann braun, und zuletzt schwarz. Allein auch diese Probe ist trüglich, wenn man jede Flüßigkeit, die durch ihre Zugießung trüb und dunkel wird, für eine Bleyauflösung halten wollte? Auch bey den Auflösungen des Kupfers, des Zinns und Silbers bemerken wir die gleichen Erscheinungen — ja selbst der laulichte Wein zieht davon gemeiniglich ein leichtes weißes Wölkchen, aber wenn der Wein davon roth, braun oder schwarz wird, so ist er ganz gewiß verfälscht, und zwar desto stärker, je dunkler diese Farbe ist.

Herr D. Hahnemann empfiehlt ein saures Schwefelluftwasser aus zwey Quentchen Kalkleber, sieben Quentchen pulverisirten Weinsteinkrystallen, und ein Pfund Wasser bereitet, als eine untrügliche Probeflüßigkeit für mit Bley verfälschte Weine. Diese Flüßigkeit ist nun auch seit verschiedenen Jahren als ein sicheres Mittel für solche Untersuchungen bey gerichtlichen Fällen angewendet, und der Würtemberger Weinprobe vorgezogen worden; neuerlich ist dieser Vorzug bestritten worden, aber durch die Göttingischen Versuche scheint doch die Hahnemannische Weinprobe gerechtfertiget worden zu seyn.

Zusätze.

Zu S. 23.

Wie die Schweizer und auf was Art sie die Oesterreichische Gensdarmerie zurückschlugen, davon giebt der deutsche Tacitus unter andern von der Schlacht bey Morgarten, folgende Beschreibung.

„Die Morgenröthe des funfzehnten Wintermonats in dem dreyzehenhundert funfzehenten Jahr gieng auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Stralen auf die Helme und Kürasse der heranziehenden Ritter und Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer, so weit sich das Angedenken der Geschichte erstreckte, welches in die Waldstätte zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherley Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reuterey in den Paß und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reuterey angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von funfzig Männern unter lautem Geschrey viele aufgehäufte große Steine den Morgarten herabgewälzt, und andre mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreyzehenhundert Mann auf dem Berg Saltel der Schüchternheit und der Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Lauf den Feinden in die Seite,

zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen, und brachten mit langen Helbarten Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bey — Es war in diesem engen Paß bey halb überfrornen Straßen die Reuterey zu allem unbehülflich, indessen des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprangen; bis, als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen ertreten, viele von den Schweizern erschlagen, und kaum Leopold von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Wintertur floh, das ganze Heer von Oesterreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollkommenen Sieg erhielten."

vid. Johannes Müller Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Th. 4. S. 58. seq. M. A. G.

Eben dieser vortreffliche Schriftsteller sagt bey Gelegenheit der Schlacht bey Sempach folgendes:

„Es war der Aerndte Zeit; die Edlen sprengten an die Mauren, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fast in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß

er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reuterey vortheilhafter den Anfall thut an Bergen als von oben herab; er hielt für nothwendig die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterey durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen, oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meynung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich. — Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrey: welches alles anfeuert, und weil sie hoften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungedultigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche

dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. — Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein gebohrner Mayländer, im Lande Uri seßhaft: „Schlaget „auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestund sie ungebrochen fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden — Diesen Augenblick banger Unschlüßigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan, von Winkelried Ritter. Er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget „für mein Weib und für meine Kinder; treue liebe „Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts,“ war an dem Feind, umschlung mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er dann ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele

Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten, indessen aus dem Walde herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte. — Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den „Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben," verbarg sich seinen Freunden von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindliche Haufen, suchte seinen Tod. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde, u. s. w.

Confer. Müller Loco cit. Th. 6. S. 38. seq.

Der berühmte Geschichtschreiber Robertson macht über das Kriegswesen der damaligen Zeit überhaupt folgende Bemerkung. „Die wahre Stärke einer jeden Armee, sowohl wenn sie Eroberungen machen, als Länder vertheidigen soll, liegt in dem Fußvolk. Der Stärke und der Mannszucht ihrer Legionen, die hauptsächlich aus Infanterie bestanden, hatten die Römer, so lange sie noch einen Freystaat ausmachten, alle ihre Siege zu danken. Als aber ihre Nachkommen die Einrichtung vergaßen, wodurch sie die Herrschaft über die Welt gewonnen hatten, und ihr militairisches System dergestalt änderten, daß sie ihr vorzüglichstes Vertrauen auf eine zahlreiche Reuterey setzten, so war die wilde und undisciplinirte Heftigkeit der barbarischen Nationen, die meistentheils zu Fuß fochten, hinlänglich, sie zu Grunde zu richten. Diese Nationen ließen sich durch den fatalen Irrthum der Römer nicht warnen, sondern gaben kurz nachher, da sie sich in ihren neuen Eroberungen festgesetzt hatten, die Gewohnheiten ihrer Vorfahren auf, und setzten die vorzüg-

lichste Stärke ihrer Armeen gleichfalls in der Reuterey; und diese Neuerung in den Kriegsanstalten schien eine Wirkung des Stolzes ihres Adels zu seyn. Dieser war zu hochmüthig, sich unter Personen von geringerm Range zu mischen, und strebte also darnach, daß er sowohl im Felde, als im Frieden von ihnen unterschieden werden möchte. Die Einrichtung der Ritterschaft, und die häufig angestellten Tourniere, in welchen die Ritter in völliger Rüstung auf dem Kampfplatz mit außerordentlicher Pracht zu Pferde erschienen, und eine erstaunliche Behendigkeit, Stärke, Neigung und Herzhaftigkeit bewiesen, brachte die Reuterey in ein noch größeres Ansehen. Die blinde Neigung zu dieser Art des Dienstes wuchs in dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert so sehr, daß die europäischen Kriegsheere fast gänzlich aus Cavallerie bestanden. Kein Edelmann wollte im Felde anders, als zu Pferde erscheinen. Er würde es für eine Beschimpfung seines Standes angesehen haben, wenn er zu Fuße hätte dienen sollen. Die Reuterey wurde vorzüglich die Schlacht genannt, und von ihr allein hieng das Schicksal eines jeden Treffens ab. Das Fußvolk, das aus dem Abschaum des verächtlichsten Pöbels zusammengerafft, schlecht bewaffnet, und noch schlechter disciplinirt war, wurde nicht geachtet.

vid. Robertsons Geschichte Kaiser Carls des V. B. 1. S. 127.

Zu Seite 152. Ich habe den Versuch des Herrn Benkards auf folgende Art wiederholt: Ich nahm einen Topf von ohngefehr vier

Maaß mit einer starken Glasur, that ein Maaß starken guten Weinessig hinein, ließ ihn 36 Stunden stehen, und da ich ihn nach Verlauf dieser Zeit dem Ansehen nach vollkommen helle und unverändert angetroffen, ließ ich ein Pfund Fleisch hinein legen, und dasselbe 24 Stunden darinnen aufbewahren, nach diesem ließ ich das Fleisch braten, in kleine Stücke schneiden, noch Essig darüber schütten, und auf die gewöhnliche Katzenschüssel thun, welche mit einer schlechten Glasur versehen war, dieses Fleisch schloß ich 24 Stunden lang ein, und gab es nachher meinen beyden Katzen, welche solches mit dem größten Appetit verzehrten, und nicht die mindeste Beschwerde davon verspürten.

Ferner habe ich bey einer Person, welche viele Kanarienvögel hält, mich aufs sorgfältigste erkundigt, und auch durch den Augenschein mich überzeugt, daß die Vögel aus irdenen Geschirren ihre Fütterung erhielten, und auf die Frage, wie lange sie schon ihr Futter aus solchen Gefäßen bekämen, die Antwort ertheilt wurde: über fünf Jahre, ohne daß man ein Sterben unter denen Thieren bemerkt hätte; auch ein Frauenzimmer, welches ebenfalls eine große Liebhaberin von solchen Vögeln ist, hat mir das nehmliche versichert.

Ich nahm einen leicht glasurten und gebrannten Topf, schüttete einen Schoppen Milch hinein, ließ dieselbe sauer werden, und noch ferner 24 Stunden darinnen stehen, nachher gab ich dieselbe einer Katze zu fressen, diese verzehrte selbige mit vielem Appetit, und ist noch jetzo gesund.

Ich nahm nachher den nämlichen Topf, füllte ihn mit starkem und gutem Weinessig an, und ließ ihn 48 Stunden stehen. Nachdem ich ihn ausgegossen, war er eben nicht mehr so ganz klar als er vorher gewesen, ich untersuchte ihn mit der Hahnemanschen Weinprobe, er wurde ein wenig grünlicht, zeigte aber auf dem Boden keinen Niederschlag.

Ich nahm zwey gut mit Rheinischem Erz glasurte Töpfe, füllte selbige mit Weinessig, ließ sie 48 Stunden stehen, machte nachher den Versuch mit der Hahnemanschen Weinprobe, aber die Mischung blieb vollkommen hell und klar. Nunmehr wurde der Essig langsam gesotten, aber auch nach dem Sieden zeigte er nicht den geringsten Bleygehalt.

Ich weiß zwar wohl, daß diese wenigen Versuche nichts Ganzes beweisen, aber wenn ich unsers verewigten Burggravs medicinische Topographie durchlese, und von diesem großen Arzt und guten Beobachter kein Wort von der Bleykrankheit aufgezeichnet finde — wenn ich sehe, daß unsere Aerzte sie nirgends, als höchstens bey einem oder dem andern Maler wahrnehmen, so kann ich das sichere Resultat daraus folgern: unsere Bleyglasur habe die schädlichen Eigenschaften nicht, die Hr. Ebell im Ganzen von der Bleyglasur behauptet.

Ueberhaupt stimme ich Herrn Westrumb bey, wenn er sagt: „Die Gewohnheit trägt sehr „viel dazu bey, daß diese Dinge uns unschädlich

„werden. Von Jugend auf gewöhnen wir uns „daran, Speisen und Getränke zu genießen, die „in solchen Geschirren zubereitet werden." Unser Körper wird also nach und nach mit dem Gifte bekannt, vertraut und so daran gewöhnt, daß es ihm nicht anders schaden kann, als wenn es in zu großer Menge in den Magen gebracht wird, oder wenn etwa ein anderer Krankheitsstoff den Körper zu leichterer Empfänglichkeit für die schädlichen Wirkungen des Giftes geneigt macht. Dieser letzte Fall wird dann und wann, der erstere aber weit seltener eintreten, da man nur äußerst wenig Speisen und Getränke in diesen Gefäßen so lange aufheben wird und kann, bis sie die möglich größte Menge Bley aufgelöst, und den höchsten Grad der Schädlichkeit erlangt haben: dann aber tritt auch hier die Gewohnheit wieder in den Weg, und vermindert die Schädlichkeit des Giftes. Ich kenne Familien, die den Essig, den sie verbrauchen, Jahr aus Jahr ein, in glasurten Geschirren aufheben; ich kenne andere, die ihre eingemachten Sachen in solchen Gefäßen hinstellen, und doch nie an Koliken, oder andern ähnlichen Krankheiten leiden. Ich kenne viele hundert Familien, die alle ihre Speisen, sauere, süße und fette, in kupfernen und messingenen Gefäßen, welche von Aerzten — weil seltene Fälle es heischen, so sehr verdammt werden, bereiten, und doch die gefährlichen Krankheiten nicht erfahren, die jene erzeugen müßten, wenn sie unbedingt immer und unter allen Umständen schädlich seyn sollten.

„Mangel an Vorsicht und Reinlichkeit scheint mir überhaupt, wenigstens in den mehresten Fällen, da Krankheiten durch den Gebrauch dieser oder anderer Geschirre erzeugt worden, mehr Schuld zu haben, als die Materie selbst, aus der die Gefäße bereitet, oder mit der sie überzogen sind. Wäre dies nicht, so müßten alle Menschen an solchen Krankheiten leiden, die Bley und Kupfer hervorbringen, weil Silber und Gold, deren sich die Begüterten bedienen, mit Kupfer; das Zinn, das die minder Begüterten gebrauchen, mit Bley legiert ist; und die kupfernen Kochgeschirre, die man überall hat, oft nur sehr dünn und noch dazu mit bleyischem Zinn verzinnt sind — so daß man also dreist sagen kann; der Tod sey nicht bloß in den glasurten irdenen, sondern in allen Töpfen."

vid. Westrumb. Loco cit. S. 103.

[illegible]

[illegible]
haben, als die Gewerbe selbst, [illegible]
treiben, aber [illegible] Wäre
das nicht, so müssen alle Einwohner an solchen
Kontributionen leiden, [illegible]
bringen, [illegible] wenn sich die
[illegible]

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Valentin,

Ueber Bleykrankheiten und wie dieselben am besten zu verhüten und zu heilen sind nebst Beweis daß die Bleyglasur des irdenen Küchengeschirrs keineswegs als die Hauptquelle der Abnahme körperlicher Kräfte der Menschen, besonders der höhern Stände, anzusehen sey : Ein Lesebuch für

Frankfurt am Main 1796

Path. 869 hb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10473675-2
VD18 11206535